

Kundschafter aus dem All

1.

Die Straße, die zur Klinik führte, war mit einem Laubteppich bedeckt, und Diahann Uggams 84er *Whistler* wirbelte die welken Blätter auf, daß sie wie ein Schwärm erschrockener Fischchen durcheinanderquirlten. Durch die weitausladenden Äste der alten Surien zu beiden Seiten der Straße brachen fächerförmig die Strahlen der tiefstehenden Sonne Aztran. Diahann Uggam ließ sich durch die letzten Sonnenstrahlen dieses Tages nicht täuschen, denn in ein paar Wochen würden die Äste völlig kahl sein, und die Regenperiode würde beginnen. Das Land, durch das Diahann fuhr, schien sich in Erwartung dieser Zeit zu ducken; jenseits der Surien war es grau und eintönig, und der Geruch nach Feuchtigkeit und Verwesung breitete sich aus.

Die Abendsonne, die die Straße zur Klinik in einen goldbraunen Märchenpfad verwandelte, konnte den dahinschwindenden Sommer nicht festhalten. Der Horizont war dunstig, und mit der Nacht würden Nebel und Kälte vom Meer aus über Celanese-Inseln kriechen, um ihre vierzehnstündige Herrschaft anzutreten.

Diahann fröstelte bei dem Gedanken, daß sie während der Dunkelheit in die Stadt zurückfahren mußte, denn es war kaum anzunehmen, daß Groove Solomon ihr Unterkunft gewähren würde. Eine Falte des Unmuts erschien auf Diahann's Stirn, als sie an Groove Solomon dachte. Sie konnte sich vorstellen, daß er sie in die Klinik beordert hatte, ohne die Möglichkeit eines Widerspruchs zu erwägen. Obwohl sie ihn schon lange verlassen hatte, schien Solomon noch immer zu glauben, daß sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm stand. Vor Zorn über diese Erkenntnis trat Diahann den Beschleunigungshebel des *Whistlers* bis zum Anschlag durch, aber die Sicherheitsautomatik verhinderte, daß der Wagen mit Höchstgeschwindigkeit über die rutschige Straße schoß.

Bildete sich Groove Solomon etwa ein, daß sie nur auf einen Wink gewartet hatte, um in die Klinik zurückkehren zu können? In der Stadt, wo sie als Praktizierende Medizinerin der Aufgabe nachging, Verrätern und Feinden der Klinik nachzuspionieren, hatte sie sich inzwischen eingelebt.

Die Straße beschrieb eine langgezogene Kurve, und Diahann mußte ihre Aufmerksamkeit auf die Steuerung konzentrieren, um nicht die Herrschaft über den schweren Wagen zu verlieren. Als der *Whistler* in die lange Gerade einbog, konnte Diahann die weißen Dächer der Klinik sehen, die wie Kreidefelsen in den abendlichen Himmel ragten. Die Klinik war ein mächtiger Gebäudekomplex, der größte auf Celanese-Inseln überhaupt. Auch auf den anderen Inseln gab es keine größeren Bauwerke, wenn man von den Silos und Lagerhallen auf den Farmer-Inseln einmal absah.

Der Anblick der Klinik machte Diahann unruhig. Hier hatte sie dreizehn Jahre gelebt und ihre Ausbildung als Praktizierende Medizinerin absolviert. Diahann Uggam war ein schlankes, breitschultriges Mädchen mit blonden Haaren, die ihr bis auf die Schulter herabfielen. Sie war zwanzig Jahre alt und größer als die meisten Männer ihres Alters, fast 1,85 Meter. Ihr Gesicht mit den vorspringenden Wangenknochen wurde von basaltfarbenen Augen beherrscht, die weit auseinanderstanden.

Sie wußte, daß sie schön war, aber die jungen Männer von Celanese-Inseln mieden sie, und sie kannte keinen, auf dessen Annäherung sie Wert gelegt hätte. Der einzige Mann, der in ihrem bisherigen Leben eine größere Rolle gespielt hatte, hieß Groove Solomon und war gleichzeitig ihr Lehrer und Liebhaber gewesen. Solomon hatte sie schon als Kind in die

Klinik gebracht, nachdem ihre Eltern bei einem nächtlichen Überfall der Inkheads auf Celanese-Insel ums Leben gekommen waren.

Diahann steuerte den *Whistler* in den Vorhof der Klinik, wo zwei einsatzbereite Kolonnen gepanzerter Fahrzeuge standen, um bei Revolten sofort in die Stadt fahren zu können. Die Soldaten, die für die Klinik kämpften, wurden von Solomon als Hilfsmediziner bezeichnet, obwohl sie nur in Waffentechnik, lautlosem Töten oder Spionage unterrichtet wurden. Diahann kannte die Besatzungen der Panzerwagen von früher, es waren Männer mit harten Gesichtern, deren vor Trunkenheit rauhe Stimmen bis spät in die Nacht hinein aus den Unterkünften klangen.

Diahann wußte, daß ihr Wagen beobachtet wurde, und sie gab das verabredete dreimalige Blinkzeichen mit den Positionslampen, um keinen Angriff heraufzubeschwören. Sie hielt an einem freien Platz in der Nähe der Absperrungen und stieg aus. Inzwischen war die Sonne untergegangen, und das Hauptgebäude der Klinik erschien Diahann wie ein grauer Klotz, der unverrückbar bis in alle Ewigkeit hier stehen würde. Von den Schießständen klang das Rattern schwerer Projektilwaffen zu Diahann herüber und erinnerte sie daran, daß die Soldaten der Klinik ständig im Training waren. Auf den Dächern der Wachtürme und überall an den Absperrungen waren Scheinwerfer aufgeflammt, während sich in der Mannschaftsunterkunft die Nachtwache auf ihren vierzehnstündigen Dienst vorbereitete.

All diese Ereignisse weckten Diahanns Erinnerungen an die Jahre, die sie in der Klinik zugebracht hatte. Sie erkannte erstaunt, wie schnell sie sich an das Leben in der Stadt gewöhnt hatte und „wie ungern sie hierher zurückkam, wo alles von Jahrtausende altem Staub bedeckt zu sein schien. Die Klinik und ihre nähere Umgebung trug den Stempel einer phantastischen Persönlichkeit; sie war das Spiegelbild von Groove Solomons Seele - sofern er eine solche überhaupt besaß.

Diahann ging schnell auf das Hauptportal zu. Wie fast immer trug sie einen Hosenanzug, weil diese Kleidung ihr gestattete, möglichst viele Waffen unauffällig bei sich zu tragen. Sie fragte sich, ob Groove Solomon hinter einem der zahllosen kleinen Fenster stand, um sie zu beobachten. Sie erinnerte sich an seine letzten Worte, die er ihr mürrisch zugerufen hatte, als sie gegangen war.

„Ich könnte dich zwingen, bei mir zu bleiben, aber ich tue es nicht, weil ich glaube, daß du dann versuchen würdest, mich zu töten.“

Damals war ihr diese Unterstellung lächerlich vorgekommen, aber jetzt bei ihrer Rückkehr, da ihr Unbehagen gegen die Klinik stärker wurde, erhielten Solomons Worte einen neuen Sinn; sie schienen von prophetischer Einsicht gewesen zu sein.

Ich hätte ihn vielleicht getötet, wenn er mich hier festgehalten hätte, dachte sie und war noch nicht einmal erstaunt darüber, mit welcher Selbstverständlichkeit sie an Groove Solomons Tod dachte, der immerhin ... nein! Daran wollte sie nicht mehr zurückdenken.

Vor dem Hauptportal standen vier bewaffnete Soldaten und zwei Wachroboter. Im Empfang saß Pompeau Rigaud, Praktizierender Mediziner, und blickte ihr unter halbgeschlossenen Lidern entgegen. Rigaud war der unauffälligste Mann in der Klinik; man vergaß ihn, sobald er außer Sichtweite war. Solange Diahann zurückdenken konnte, hatte Rigaud hinter den Panzerglasscheiben gesessen und jeden fixiert, der die Klinik betrat oder verließ. Pompeau Rigaud war unbestechlich. Er unterließ es nie, das ihm zur Verfügung stehende Ortungs- und Kontrollsystem zu benutzen, auch dann nicht, wenn der seltene Fall eintrat, daß Groove Solomon sein Reich verließ.

Diahann blieb vor der Energiebarriere hinter dem Hauptportal stehen und neigte ihren Kopf über das Mikrophon.

„Lassen Sie mich 'rein, Pompeau!“

„Sie müssen Ihre Waffen hier zurücklassen, Miß Uggam“, sagte Rigaud, ohne sich zu bewegen. „Legen Sie alles drüben auf den Tisch. Wenn Sie die Klinik verlassen, erhalten Sie Ihre Ausrüstung zurück.“

„Ihnen entgeht wohl nichts?“ fragte sie spöttisch. „Ich bin ein PM.“

„Praktizierende Mediziner, die in der Stadt arbeiten, müssen ihre Waffen am Eingang zurücklassen“, beharrte Rigaud. „Sie sollten sich noch an diese Vorschrift erinnern. Miß Uggam. Sie sind noch nicht lange genug weg, um sie vergessen zu haben.“

Diahann seufzte. Sie wußte, daß Rigaud sich keinen Fehler erlauben durfte, wenn er P.M. bleiben wollte. Sie ging zum Tisch und entledigte sich ihrer Waffen.

„Auch die Schmucknadel an Ihrem Kragen“, sagte Rigaud.

„Er ist ein Detektor - keine Waffe.“

„Es liegt in meinem Ermessen, was ich als Waffe ansehe und was nicht, Miß Uggam. In Ihrem Fall erachte ich es als angebracht, besonders gründlich zu sein.“

„Warum, glauben Sie, bin ich hier? Um die Klinik in die Luft zu sprengen?“

„Sie wissen nicht, warum Sie hier sind, Miß Uggam“, sagte Rigaud. Sein hageres Gesicht verriet seine Gedanken nicht.

„Legen Sie jetzt bitte die Schmucknadel ab, damit ich Sie durchlassen kann.“

Das Mädchen kam der Aufforderung nach. Ein Summton sagte ihr, daß die Energiebarriere von jetzt an dreißig Sekunden abgeschaltet war. Sie beeilte sich, auf die andere Seite zu kommen.

In der Vorhalle hatte sich nichts verändert. Die riesigen Sessel, die um den aus Surienholz gefertigten Tisch gruppiert waren, wirkten trotz ihrer abgewetzten Armlehnen und durchgesessenen Polsterung wie Zeugen einer glanzvollen Epoche. Auf dem Tisch lagen mehrere Akten, für deren Durchsicht nie jemand Zeit zu finden schien. Drei verschnörkelte Deckenlampen, Endpunkte eines gleichschenkligen Dreiecks, verbreiteten gedämpftes Licht, das die plastischen Gemälde an den Wänden zu unheimlichem Leben zu erwecken schien. Als Kind hatte sich Diahann Uggam in diesem Raum immer gefürchtet, und auch jetzt erschien ihr alles, als striche ein kühler Luftzug über ihr Gesicht, als flüsterten gespenstische Gestalten hinter ihrem Rücken.

Sie gab sich einen Ruck und schritt auf die Treppe zu, die zu den oberen Etagen führte. Es gab zwar einen Lift, aber Diahann zog es vor, sich möglichst große Bewegungsfreiheit zu erhalten. Die Stufen bestanden aus Leichtmetall und waren mit einem weichen Kunststoff überzogen, der das Geräusch von Diahanns Schritten dämpfte. Die Wand, die die Treppe auf der einen Seite begrenzte, war beim Transport sperriger Gegenstände mehrfach beschädigt worden. Die einzelnen Löcher waren Ausgangspunkte zahlloser Risse.

Jemand kam die Treppe herab und beanspruchte Diahanns Aufmerksamkeit. Ein großer Mann im Kampfanzug der P.M. wurde sichtbar. Seine flache Stirn wurde von lockigen Haaren bedeckt. Er hatte abstehende Ohren und einen breiten Mund. Diahann kannte ihn von früher, aber bevor sie etwas sagen konnte, hob der Mann zur Begrüßung seinen Arm.

„Das Mädchen!“ rief er. „Hat es Ihnen in der Stadt nicht gefallen, Miß Uggam?“

„Hallo, Rascall!“ sagte sie ruhig.

Er grinste und kam auf die Seite der Treppe, die Diahann benutzte. Sie blieb stehen, weil es offensichtlich war, daß er sie aufhalten wollte. Diahann hatte sich schon immer gefragt, welche Qualitäten Botany Rascall besitzen mochte, daß Solomon ihn zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Jetzt, nachdem sie ein paar Monate in der Stadt zugebracht hatte, erschien ihr Rascall unsympathischer denn je.

„Dieses Haus war ein öder Schuppen während Ihrer Abwesenheit“, sagte Rascall und versuchte, eine Hand auf ihre Schulter zu legen. „Ich habe mir oft gewünscht, daß Sie zurückkommen würden.“

„Wie ich sehe, gehen Sie in einen Einsatz. Glauben Sie, daß es richtig ist, wenn Sie Ihre Soldaten warten lassen?“

„Meine Männer haben sicher Verständnis für mich, wenn sie den Grund meiner Verspätung erfahren“, meinte Rascall und beugte sich nach vorn.

„Aber ich nicht, Botany Rascall!“ rief eine Stimme vom oberen Treppenabsatz.

Rascall zuckte zusammen und fuhr herum.

Diahann Uggam sah Groove Solomon ein paar Treppen höher stehen, einen Mann, der so groß und breit war, daß er fast den gesamten Aufgang auszufüllen schien.

Rascall wirkte wie gelähmt, aber dann begann er sich langsam von Diahann zurückzuziehen.

Plötzlich schien er aus dem Bannkreis einer hypnotischen Wirkung zu geraten, denn er rannte die Treppe in langen Sprüngen hinab und war gleich darauf verschwunden.

Diahann blickte auf.

„Na, Groove?“ sagte sie leise.

Die mächtige Gestalt schien zu zittern, aber es war nur Solomons Umhang, der sich bewegte.

„Komm herauf, Diahann!“

Seine Stimme war fast wie eine körperliche Berührung. Sie erkannte, daß die Faszination, die von diesem Mann ausging, zum großen Teil von seiner Stimme herrührte. Diahann biß sich auf die Unterlippe. Sie mußte vorsichtig sein. Sie blieb vor ihm stehen, und er blickte mit merkwürdigem Ernst auf sie herab, als müßte er einige Einzelheiten ihres Gesichts studieren, die ihm bisher entgangen waren. Es gab nicht viele Männer, die auf Diahann herabblicken konnten, und die Tatsache, daß Solomon dazu in der Lage war, machte Diahann noch unsicherer.

„Ich war entschlossen, dich bei deiner Ankunft zu küssen“, sagte er dumpf.

„Und ich war entschlossen, es nicht zuzulassen“, antwortete sie.

Ein paar Sekunden kämpften ihre Blicke miteinander. Als Solomon die Augen senkte, war es nur Ausdruck seiner Kompromißbereitschaft, aber es bedeutete nicht, daß er aufgab. Er deutete nach oben.

„Das Treppenhaus ist nicht der richtige Ort für eine Wiedersehensfeier“, sagte er. „Gehen wir nach oben.“

Er ging voraus und gab Diahann Gelegenheit, ihre Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Schon früher, wenn sie mit ihm durch die Klinik gegangen war, hatte er sie an ein gewaltiges Tier erinnert, das im Bewußtsein seiner Unbesiegbarkeit mit ruhiger Würde seine Behausung durchwanderte. Neben Groove Solomon wirkten alle anderen Männer wie durchsichtige Schatten, die im Augenblick einer Begegnung Gestalt annahmen, um sich dann wieder aufzulösen.

Ich bewundere ihn, dachte sie entsetzt.

In der ersten Etage bog Solomon nach links ab, in Richtung seiner Büroräume. Diahann hatte damit gerechnet, daß er sie in seine Privaträume führen würde. Sie erinnerte sich an verschiedene Gerüchte, die sie in der Stadt gehört hatte, und ihr Mißtrauen wurde wach. Sie beschloß, einen Vorstoß zu wagen.

„Bin ich in deiner Wertschätzung gefallen?“ fragte sie. „Oder befürchtest du, daß ich mit deinen privaten Gästen in Berührung kommen könnte?“

Solomon brummte unwillig, aber er blieb nicht stehen.

„Ich glaube nicht, daß du eifersüchtig bist“, meinte er.

„Oh, ich dachte nicht an Frauen“, entgegnete sie.

Diesmal blickte er zurück, aber sein fleischiges Gesicht mit den vorgeschobenen Augenwülsten verriet keine innere Bewegung.

„Was heißt das?“

„Man erzählt sich, daß du in der Klinik ein paar kriegslüsterne Blues beherbergst“, sagte sie kühn.

„Wo wird ein solcher Unsinn geredet? Im Sanatorium?“

„Nein, in der Stadt.“

Sie hatten den Eingang zu Solomons Büro erreicht, und der große Mann stieß mit einem Ruck die Tür auf. Er trat zur Seite, um Diahann Platz zu machen. Früher war Diahann selten ins Büro des Chefmediziners gekommen, weil sie über alle wichtigen Angelegenheiten in Solomons Privaträumen sich unterhalten hatten.

Solomon wies auf einen unbequemen Stuhl.

„Du weißt, daß ich kein Freund von allzuviel Komfort bin“, sagte er entschuldigend.

Sie schaute sich um. Innerhalb des quadratischen Raumes hatte sich nichts verändert. Die Wände waren bis zu halber Höhe mit dunkelgrüner Schutzfarbe übermalt. Die indirekte Deckenbeleuchtung war so eingestellt, daß ihr Licht genau auf die lackierte Fläche eines wuchtigen Tisches fiel, auf dem ein Glas, ein paar Schreibstifte und ein Notizblatt geradezu verloren aussahen. Das kleine Fenster in der der Tür gegenüberliegenden Wand war von einem roten Vorhang verdeckt. An den anderen Wänden befanden sich Regale und Kontrolleinrichtungen. Die Tür, die zu den anschließenden Räumen führte, war verschlossen. Solomon ließ sich hinter dem Tisch nieder. Seine Bewegungen wirkten sparsam und sorgfältig einstudiert.

„Deine Berichte aus der Stadt und aus dem Sanatorium sind ausgezeichnet“, sagte er. „Bisher hast du dich großartig gehalten.“

Sie wußte, daß er selten ein Lob aussprach, aber diesmal hatte sie das Gefühl, daß er einen bestimmten Zweck damit verfolgte.

„Die Rebellen, die sich in der Stadt aufhalten, sind leicht zu finden“, antwortete sie. „Sie schreien so laut, daß es keiner medizinischen Ausbildung bedarf, sie zu finden und kaltzustellen. Im Sanatorium ist es sowieso ruhig. Keiner der Kurgäste ist ein Spion der Solaren Abwehr oder der USO. Deine Bedenken in dieser Hinsicht sind unnötig.“

„Wir stehen auf der schwarzen Liste“, sagte er. „Früher oder später wird man sich um uns kümmern.“

„Vielleicht gelingt es uns, die Inkheads zu vernichten, bevor ein Beauftragter der Solaren Administratur hier auftaucht. Wenn wir alle Spuren auslöschen, kann man uns nichts nachweisen.“

„Das Problem sind nicht allein die Inkheads“, sagte er. „Aber es würde zu weit führen, dir jetzt alles zu erklären. Ich weiß genau, warum ich das Sanatorium beobachten lasse. Ich will dir etwas zeigen, Diahann, dann wirst du mein Mißtrauen verstehen.“

Er erhob sich und trat an eine Reihe von Bildschirmen an der Wand hinter dem Schreibtisch. Diahann sah, daß er sich an den Schaltknöpfen zu schaffen machte. Sie schwieg, bis einige Bildschirme hell wurden.

„Der Weltraum!“ entfuhr es ihr dann. „Groove, ich wußte nicht, daß wir ein Schiff im Aztran-System haben.“

„Wir haben kein Schiff in einer Umlaufbahn um einen der drei Planeten“, erwiderte er. „Die Bilder, die du siehst, werden von einem Satelliten aufgenommen. Er befindet sich in einer Umlaufbahn um Celanese.“

„Wir haben nicht die Mittel, um einen Beobachtungssatelliten in den Raum zu schießen“, sagte Diahann. „Wer hat es für uns getan?“

Groove Solomon übergab diese Frage.

„Paß auf!“ sagte er. Er drückte auf einen Knopf. Das Bild wechselte, und Diahann konnte ein fünfhundert Meter durchmessendes Kugelschiff erkennen, das in der Nähe der Sonne Aztran operierte.

„Das sind unsere Freunde“, erklärte Solomon grimmig.

„Ein Schiff der Solaren Flotte!“ stieß Diahann hervor.

„Sie sind seit drei Tagen im Aztran-System“, berichtete Solomon. „Da sie von unseren Satelliten noch nichts wissen, verhalten sie sich ziemlich großspurig. Ich vermute, daß sie Beobachtungen vom Raum aus machen, obwohl sie auf diese Entfernung nicht viel sehen können. Wahrscheinlich wollen sie feststellen, ob auf Celanese Schiffe landen oder starten.“

„Schiffe der Blues“, fügte Diahann hinzu.

Solomon schaltete die Anlage aus und kehrte an seinen Platz zurück. Er schien über die Anwesenheit eines Kreuzers der Solaren Flotte nicht beunruhigt zu sein.

„Ich weiß nicht, ob sie sich nach einer gewissen Zeit wieder zurückziehen, oder ob sie

vielleicht ein Landungskommando schicken“, sagte der Chefmediziner. „Auf jeden Fall sollten wir gerüstet sein. Wenn ein paar Terraner in der Stadt auftauchen, wirst du dich liebevoll um ihren Anführer kümmern. Du wirst dafür sorgen, daß er weder zuviel sieht noch zuviel erfährt. Sollte er durch Zufall über Dinge stolpern, die ihn nichts angehen, dann darf er nicht an Bord seines Schiffes zurückkehren. Er muß dann einem Unfall zum Opfer fallen.“

„Wie soll ich Kontakt zu den Raumfahrern aufnehmen, wenn wirklich einige auftauchen?“

„Ich habe den Bürgermeister unterrichtet“, antwortete Solomon. „Er wird dich zu gegebener Zeit mit unseren Besuchern in Verbindung bringen.“

„Ich hoffe, du weißt, was du tust“, sagte sie.

Solomon lehnte sich weit in seinen Sitz zurück. In dieser Haltung wirkte er noch breiter. Er senkte den Kopf, so daß sich ein Doppelkinn bildete. Seine Augen glitzerten.

„Offiziell sind wir eine terranische Kolonie“, sagte er. „Diesen Status dürfen wir vorläufig nicht verlieren. Wenn wir unabhängig sind, können wir jedem die kalte Schulter zeigen, der uns Vorschriften machen will.“

„Vielleicht tauschen wir nur die Herren aus, wenn wir weiterhin diesen Weg beschreiten“, vermutete sie. „Der Gedanke, daß Celanese durch unser gewagtes Spiel zu einem Stützpunkt der Blues werden könnte, bereitet mir Unbehagen.“

Solomon breitete die Arme aus, als wollte er einen unsichtbaren Gegenstand umfassen.

„Komm zu mir!“ sagte er.

Sie versteifte sich und schüttelte den Kopf.

„Hast du einen Freund in der Stadt?“ fragte er.

Sie antwortete nicht. Sie hoffte, daß er nicht aufstehen und auf sie zukommen würde, weil sie nicht glaubte, daß sie über genügend innere Kraft verfügte, vor ihm davonzulaufen.

Plötzlich begann er dröhnend zu lachen und schlug mit den flachen Händen auf seine Schenkel, daß es klatschte.

„Glaubst du, ich würde einen an dich heranlassen?“ dröhnte seine Stimme durch den Raum.

„Glaubst du das wirklich, Diahann?“

„Du bist mir unheimlich“, sagte sie schrill.

Augenblicklich wurde er ernst.

„Du kannst in die Stadt zurückfahren“, sagte er. „Denke an meine Worte. Es ist wichtig, daß du keinen Fehler begehst, wenn terranische Raumfahrer auf Celanese-Insel auftauchen sollten.“

„Ich werde mir Mühe geben“, versicherte sie.

Sie wandte sich um und ging zur Tür. Draußen auf dem Gang holte sie tief Luft, dann stürmte sie die Treppe hinab, floh aus dem Bannkreis Groove Solomons. Als sie sich auf den Fahrersitz des *Whistlers* warf, kam sie wieder zu sich. Ihre Hände zitterten.

Er hat mit mir gespielt, dachte sie bestürzt.

Pompeau Rigaud kam aus der Klinik gerannt und winkte ihr zu.

„Sie haben Ihre Ausrüstung vergessen, Miß Uggam!“

Sie ließ ein Fenster herab, so daß sie alles in Empfang nehmen konnte. Rigaud lächelte verschlagen.

„Das war aber ein kurzer Besuch, Miß Uggam“, sagte er bedeutungsvoll.

Sie griff nach einem Mikrobaster und richtete ihn auf den P. M. Rigaud erbleichte und machte einen Schritt zurück. Er hob abwehrend beide Arme.

„Sie sollten nicht aus Ihrem Fuchsbau hervorkommen!“ empfahl sie ihm spöttisch. „Sie sind frische Luft nicht gewöhnt, Mr. Rigaud.“

Sie warf die Waffe neben sich auf den Sitz und ließ das Fenster hoch. Der Motor des *Whistlers* heulte auf. Rigaud mußte sich mit einem gewaltigen Satz in Sicherheit bringen, als der schwere Wagen rückwärts fuhr. Die Reifen quietschten, als Diahann das Steuer herumriß und aus dem Vorhof der Klinik raste.

Sie war sicher, daß Groove Solomon am Büfenster stand und ihr lächelnd nachsah.

2.

Leutnant Holl Vincent breitete die Karten mit pedantischer Gründlichkeit vor sich auf dem Tisch aus. Dann zog er mit seinen Spinnenfingern das Herz-As hervor und hielt es triumphierend in die Höhe. Der schwarzhaarige junge Mann am anderen Ende des Tisches quittierte Vincents Bewegungen mit einem schiefen Lachen.

„Hören wir auf!“ sagte er. „Ich habe bereits die Hälfte meines Geldes an dich verloren, Holl. Das sollte genügen.“

„Der rote Bruder spricht mit gespaltener Zunge“, sagte der dritte Mann, der sich innerhalb des kleinen Raumes aufhielt. Er war klein und besaß eine drahtige Figur.

Leutnant Don Redhorse, der Vincent gegenüber saß, warf Frizz Eisner einen bösen Blick zu.

„Warum kümmerst du dich um unsere Angelegenheiten, *wasicun*?“ Er schnippte mit den Fingern. „Außerdem ist es ein offizielles Geheimnis, daß du schon lange aufgegeben hast, mit dem Langen ein Spielchen zu machen.“

Holl Vincent hatte das Herz-As wieder auf den Tisch geworfen und zählte nun mit aufreizender Gründlichkeit das gewonnene Geld.

„Du mußt aufpassen, daß der Häuptling dich nicht während der Nachtperiode überfällt und dich skalpiert“, stichelte Eisner weiter. „Dein weißblonder Skalp würde sich am Gürtel unseres gemeinsamen Freundes gut ausnehmen. Er wäre...“ Eisner blickte sich hilfesuchend um.

„*Hmunka*“, erklärte Redhorse bereitwillig. „Starke Medizin. Aber Holl braucht keine Furcht um seinen Skalp zu haben. Die Powder-River-Cheyennes bevorzugten es, ihren toten Gegnern den linken Arm abzunehmen.“

Der Interkomanschluß der Kabine summt. Eisner schaltete auf Empfang. Eine hohe Männerstimme klang aus dem Lautsprecher.

„Kommen Sie zur Besprechung in die Zentrale, meine Herren.“

„Sofort, Sir!“ Eisner machte eine spöttische Verbeugung. „Wir sind schon unterwegs.“

Vincent schob den letzten Solar in seine Tasche.

„Was wird er von uns wollen?“ fragte er mißtrauisch.

„Darüber mache ich mir keine Sorgen“, meinte Eisner. „Wenn Redhorse bei uns ist, wird sich Major Cudy in erster Linie auf ihn konzentrieren.“

Der Cheyenne erhob sich. Er ging nicht auf Eisners Bemerkung ein. Seine beiden Freunde hatten ebenso wie er schon bemerkt, daß Major Cudy, der Kommandant der CRUSADER, ihn nicht mochte und keine Gelegenheit verstreichen ließ, um den jungen Offizier bloßzustellen.

„*Hopo!*“ sagte Redhorse. „Laßt uns gehen.“

*

Major Rome Cudy stand vor dem Panoramabildschirm der CRUSADER. Seine linke Hand war in der Tasche seiner Uniformjacke verborgen. Cudy war ein kleiner hagerer Mann. Im Verhältnis zu seinem Körper besaß er einen riesigen Kopf. Eine schwere Infektionskrankheit, die Cudy sich bei seinem Einsatz auf den i[^]i,caungeiwelten der Breeys-Sonne zugezogen hatte, hatte ihre Spuren in Form von tiefen Narben im Gesicht des Majors hinterlassen. Cudys Nase war ein großporiger Fleischbrocken mit tief eingekerbter Spitze. Die Augenbrauen und Wimpern des Majors waren dünn, kurz und farblos, so daß die grauen Augen trotz ihrer Kleinheit das zerklüftete Gesicht beherrschten.

Im allgemeinen war Major Rome Cudy ein korrekter und guter Offizier, aber seine unerklärliche Antipathie gegen Leutnant Don Redhorse hatte bewiesen, daß es auch einen anderen Cudy gab: einen rücksichtslosen und hinterhältigen Cudy, der voller Boshaftigkeit

einen Untergebenen schikanierte.

Als die drei Leutnants die Zentrale betraten, zog Cudy seine linke Hand aus der Tasche und deutete damit auf den Panoramabildschirm.

„Wir beobachten Celanese jetzt seit drei Tagen“, sagte er. Er sprach langsam und mit rauher Stimme. „Während dieses Zeitraums ist von Celanese aus kein Schiff gestartet. Wir haben auch keines landen sehen. Wahrscheinlich haben die Celanesen keinen Kontakt zu den Blues, wie auf der Erde vermutet wird.“

Cudy schnaubte verächtlich.

„Die verantwortlichen Beamten der Kolonialverwaltung haben offenbar die Übersicht verloren“, sagte er. „Wegen jeder Lappalie liegen sie Perry Rhodan in den Ohren. Mich wundert, daß sie vom Großadministrator nicht die Entsendung einer ganzen Flotte verlangt haben.“

„Es ist durchaus möglich, daß die Blues sich zurückhalten, weil wir in der Nähe sind, Sir“, gab Leutnant Vincent zu bedenken.

„Natürlich“, gab Cudy zu. „Ich bezweifle jedoch, daß die Blues Kontakt zu den Kolonisten auf Celanese haben. Die Kolonialverwaltung hat mehrere Terraner verhört, die einen Erholungsaufenthalt im Sanatorium von Celanese-Insel verbracht haben. Keiner dieser Menschen hat etwas Verdächtiges beobachtet.“

Redhorse überlegte, daß dies kein Beweis für die Loyalität der Celanesen war. Die Kranken, die auf der Kolonialwelt behandelt wurden, kehrten nach Terra zurück, ohne jemals mehr als das Sanatorium und dessen nähere Umgebung gesehen zu haben. Wäre das Sanatorium nicht eine unersetzliche Einnahmequelle gewesen, hätten die Celanesen wahrscheinlich längst alle Beziehungen zur Mutterwelt abgebrochen.

Redhorse hütete sich jedoch, zu diesem Zeitpunkt seine Meinung gegenüber Cudy kundzutun, weil dies zweifellos zu neuen Gehässigkeiten des Kommandanten geführt hätte. Der Cheyenne war entschlossen, Cudys Maßnahmen mit Gleichmut zu ertragen. Nach ihrer Rückkehr zur Erde würde er um Versetzung auf ein anderes Schiff bitten. Auch Eisner und Vincent wollten nicht an Bord der CRUSADER bleiben.

„Wir haben nicht die Aufgabe, die Unstimmigkeiten zwischen Celanese und Terra zu klären“, unterbrach Cudys Stimme Redhorses Gedanken. „Wir sind hier, um Beobachtungen durchzuführen. Wenn wir keinen Erfolg haben, werden nach uns einige Spezialisten kommen. Es ist geplant, ein paar Agenten in das Sanatorium einzuschleusen. Davon verspreche ich mir allerdings wenig. Wenn die Celanesen etwas zu verbergen haben, werden sie sehr vorsichtig sein.“

Cudy schien keine Antwort zu erwarten, denn er bewegte sich mit entschlossenen Schritten auf den Kommandosessel zu. Als er sich darin niederließ, schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, denn sein Kinn schob sich vor, und er schaltete den Interkom ein.

„Wir gehen mit der CRUSADER näher an Celanese heran“, sagte er. Er blickte über seine Schulter. „Was halten Sie von vierhunderttausend Kilometer Abstand, meine Herren?“

Diese Frage war bedeutungslos, denn Cudys Entschluß war unumstößlich. Er bekam auch keine Antwort.

„Also gut“, sagte er, das Schweigen als allgemeine Zustimmung auffassend.

Die CRUSADER raste durch den Raum und kam kurz darauf wieder zum Stillstand.

Inzwischen hatten Redhorse, Eisner und Vincent ebenfalls vor den Kontrollen Platz genommen.

Redhorses Blicke waren auf die Bildschirme gerichtet. Celanese sah wie eine in Watte gepackte Kugel aus. Plötzlich schlugen die Massetaster der CRUSADER aus, und auf den Ortungsgeräten erschienen Peilimpulse.

Redhorse richtete sich auf. „Sir!“ rief Eisner. „Ein Schiff.“

„Nein“, sagte Cudy gelassen. „Für ein Schiff sind die Impulse zu schwach. Es muß ein Satellit sein, der jetzt hinter der Planetenkrümmung hervorkommt.“ Holl Vincent runzelte die Stirn.

„Ein Satellit?“ Er gab ein unterdrücktes Brummen von sich. „Sind die Celanesen überhaupt in der Lage, Satelliten in eine Umlaufbahn zu schießen?“

„Natürlich“, knurrte Cudy. „Auf jeden Fall werden sie alle entsprechenden Fragen mit Ja beantworten.“

„Aber Sie glauben nicht, Sir, daß es sich um einen celanesischen Satelliten handelt?“ fragte Redhorse. „Nein“, erwiderte Cudy sanft.

„Die Blues haben das Ding gebaut“, sagte Eisner. „Ein Blue-Satellit in der Umlaufbahn um einen Kolonialplaneten des Solaren Imperiums!“

„So dumm können die Celanesen doch nicht sein“, ereiferte sich Vincent. „Wahrscheinlich können die Celanesen über den Satelliten alle Vorgänge in diesem Raumsektor beobachten. Der Satellit besitzt jedoch bestimmt ein Zusatzgerät für Hyperfunksignale, um auch die Blues mit Informationen versorgen zu können.“

Major Cudy ließ seine Fingergelenke knacken.

„Das Vorhandensein des Satelliten schafft eine völlig neue Situation“, erklärte er. „Zweifelloos weiß man jetzt auf Celanese, daß wir hier sind. Und die Blues wissen es ebenfalls.“

Eine Weile blieb es still, und die Männer starrten auf die Bildschirme. Cudy hatte die Fernortung eingeschaltet, so daß die Umrisse des Satelliten deutlich zu erkennen waren. Es handelte sich um einen zylindrischen Körper von zehn Metern Länge und einem Meter Durchmesser. Mehrere Antennen ragten aus dem Zylinder heraus.

„Unter diesen Umständen halte ich es für angebracht, daß ein Offizier der CRUSADER mit einem Beiboot nach Celanese fliegt und sich dort umsieht“, sagte Cudy in die Stille hinein.

„Ich melde mich freiwillig, Sir“, sagte Frizz Eisner, und Vincent gab ein Brummen von sich, das erkennen ließ, daß auch er bereit war, dieses Unternehmen zu leiten.

Cudy ließ seine Blicke zwischen den drei Leutnants hin und her gleiten. Schließlich blieben sie an Redhorse haften.

„Er wird gehen“, sagte er und nickte in Redhorses Richtung. „Sie melden sich doch ebenfalls freiwillig, Leutnant?“

„Nein, Sir“, sagte Redhorse in einer Aufwallung von Trotz. „Aber selbstverständlich werde ich Ihren Befehl ausführen.“

Cudy senkte den Kopf und starrte auf seine Fingernägel.

„Sie können sich einen Begleiter auswählen, Leutnant“, sagte er.

„Leutnant Frizz Eisner oder Leutnant Holl Vincent, Sir“, sagte Redhorse sofort.

„Keinen Offizier“, sagte er. „Ich brauche alle Offiziere außer Ihnen an Bord der CRUSADER.“

Diese offensichtliche Herausforderung trieb Redhorse das Blut in den Kopf, aber er biß die Zähne aufeinander und schwieg.

„Nun?“ fragte Cudy. „Haben Sie Ihre Wahl getroffen?“

„Ich möchte, daß Korporal Brazos Surfât mich begleitet“, sagte Redhorse.

Zum erstenmal war es ihm gelungen, den Major zu schockieren. Cudy überspielte seine Fassungslosigkeit mit einem schwachen Lächeln.

„Brazos Surfât?“ wiederholte er. „Sie wissen, daß noch ein Disziplinarverfahren gegen den Korporal schwebt?“

„Sie hatten mir die Wahl freigestellt, Sir“, sagte Redhorse hartnäckig und warf einen demonstrativen Blick in die Runde, um Cudy daran zu erinnern, daß es genügend Zeugen gab, die Redhorse in diesem Fall unterstützen würden. Im stillen verwünschte Redhorse den Augenblick, da Cudy sich entschlossen hatte, diesen Privatkrieg gegen ihn zu beginnen, denn der Major hatte fast alle Vorteile auf seiner Seite.

Zu seiner Überraschung lächelte Cudy, und dieses Lächeln irritierte Redhorse, weil es Cudy geduldig erscheinen ließ und die Härte in seinem Gesicht mit einem Schlag auflöste.

„Ich weiß wirklich nicht, ob Brazos Surfât der richtige Mann für Sie ist“, sagte Cudy und erhob sich von seinem Sitz. „Natürlich kann er Sie begleiten.“

Redhorse lauschte auf das gleichmäßige „Beep-Beep-Beep!“ der Ortungsanlage und fragte sich, ob er sich mit seiner Wahl, mit der er Cudy hatte ärgern wollen, nicht selbst geschadet hatte. Bisher hatte er Surfath erst dreimal gesehen, und er dachte an ihn als an einen dicken, schwerfälligen Mann, der nur ungern arbeitete und es nie weiter als bis zum Sergeanten bringen würde.

„Bereiten Sie alles für das Unternehmen vor“, unterbrach die Stimme des Kommandanten Redhorses Gedanken. „Ich will nicht, daß Sie auf Celanese Unruhe verbreiten. Sie landen auf dieser Welt, um die Anwesenheit von Blues festzustellen. Ich gebe Ihnen fünf Tage terranischer Zeitrechnung, um den Beweis für die Anwesenheit von Fremden zu erbringen. Lassen Sie sich auf nichts ein.“

„Ja, Sir“, sagte Redhorse ruhig und fragte sich, wie Cudy es sich wohl vorstellen mochte, daß er, Redhorse, sich auf Celanese zurückhielt und gleichzeitig Nachforschungen anstellte. Nun, Redhorse war entschlossen, seine eigenen Pläne zu verwirklichen, wenn er sich erst auf Celanese befand. Cudy konnte ihn während dieser Zeit nicht kontrollieren, und er würde hoffentlich nicht so verrückt sein, ständig Befehle über Funk zu geben.

Cudy bohrte beide Hände in die Taschen und begann vor den Kontrollen auf und ab zu gehen.

„Es liegt uns nichts daran, den Celanesen Schwierigkeiten zu bereiten“, erklärte er. „Wir wollen sie nur davor bewahren, mit den Blues einen Handel abzuschließen, der sie vom Solaren Imperium abspalten und ins Verderben führen würde.“ Er hob beide Augenbrauen.

„Wir können gewiß sein, daß die Blues sich die Hände reiben würden, wenn sie einer Kolonie des Imperiums habhaft werden könnten. Einen direkten Angriff können sie nicht wagen, weil dann unsere Schlachtkreuzer im Aztran-System erscheinen würden. Sie werden also versuchen, Einfluß auf die unzufriedenen Kolonisten von Celanese zu gewinnen.“

Cudy blieb stehen und bewegte die Lippen.

„Das ist es, Leutnant. Sie müssen vor allem die Unzufriedenen auf Celanese beobachten.“

„Ja, Sir“, sagte Redhorse.

„Wissen Sie, was?“ fragte Cudy. „Am liebsten würde ich Sie begleiten.“

Redhorse *war* verwirrt, aber er zeigte es nicht.

„Nun gut“, sagte der Major und bedeutete Redhorse mit einer Handbewegung, daß er entlassen war. „Sprechen Sie jetzt mit Surfath. Sagen Sie ihm, worauf es ankommt, damit Sie nicht durch ihn in Schwierigkeiten geraten.“

Als Redhorse die Zentrale verließ, war seine bisher feste Meinung von Cudy stark erschüttert. Er beschloß, sehr vorsichtig zu sein, weil er den Verdacht hatte, daß Cudy ihn in eine Falle schicken wollte. Warum hätte er ihm sonst die Begleitung eines Offiziers verweigern sollen? Weder Eisner noch Vincent wurden an Bord gebraucht, solange die CRUSADER im Aztran-System stand.

Don Redhorse durchquerte den langen Gang von der Zentrale bis zum Antigravschacht. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, aber manchmal hatte er das Gefühl, weit über die doppelte Anzahl von Jahren gelebt zu haben. Diese Vorstellung resultierte wohl hauptsächlich daraus, daß Redhorse sich mit älteren und erfahrenen Männern unterhalten und beschäftigen konnte, ohne jemals ein Gefühl der Unterlegenheit zu spüren. Redhorse war reiner Indianer - sofern er seiner Familiengeschichte glauben konnte -, und er war stolz auf seine Herkunft. Redhorse hatte die Geschichte seines Volkes, der Powder-River-Cheyennes, genau studiert, und wußte, daß es von fanatischen Weißen fast ausgerottet worden war. Für einen Menschen, der in die Welt des Solaren Imperiums unter der Administrator von Perry Rhodan hineingeboren wurde, war es undenkbar, daß es früher auf der Erde Rassendiskriminierungen und ähnliche Dinge gegeben hatte.

Als Redhorse durch den Antigravschacht zu den Mannschaftsräumen hinabschwebte, überlegte er, daß er der letzte Cheyenne war. Seltsamerweise störte ihn das wenig, und seine Umwelt maß der Tatsache seines Erachtens nach zuviel Bedeutung bei. Er war ein Mann wie jeder andere und wollte auch so leben.

Redhorse betrat den Aufenthaltsraum. Ein junger Raumfahrer lehnte mit dem Rücken gegen die Anrichte und sah zu, wie ein Roboter den Raum reinigte. Der junge Mann trug nur ein Unterhemd und hatte beide Arme über der Brust verschränkt. In seinem Hosenbund hing ein Handtuch. Der Junge war so in die Betrachtung des Roboters versunken, daß er Redhorse nicht hereinkommen hörte.

Redhorse räusperte sich.

„Wo finde ich Brazos Surfath?“ fragte er.

Der junge Mann grüßte und deutete auf die Tür, durch die Redhorse hereingekommen war.

„In seiner Kabine, Sir“, sagte er. „Nummer zwölf, diesen Gang.“

Redhorse nickte und ging hinaus. Vor Nummer zwölf blieb er stehen und lauschte. In der Kabine war es still. Redhorse klopfte, worauf ein beleidigtes Brummen ertönte.

Redhorse öffnete und trat ein.

An dem kleinen viereckigen Tisch an der Wand neben der Tür hockte ein unförmig aussehender Mann. Er hatte sein Uniformhemd achtlos in den Hosenbund gestopft. Auf seinem fast kahlen Schädel glänzten ein paar Schweißtropfen. Die Augen des Mannes waren klein und blickten listig.

„Wollen Sie nicht aufstehen?“ fragte Redhorse, nachdem Brazos Surfath keine Anstalten traf, ihn zu begrüßen.

Surfath erhob sich ächzend und grüßte.

„Ich habe jetzt keinen Dienst“, erklärte er. Mit schwerfälligen Schritten bewegte er sich auf den kleinen Wandschrank zu und entnahm eine torpedoförmige Zigarre, die er umständlich anzündete. Redhorse sah ihm schweigend zu.

Surfath kniff die Augenbrauen zusammen.

„Sie kommen doch bestimmt nicht ohne Grund hierher“, stellte er fest. „Hat der Major sich entschlossen, mir eine Strafe aufzubrummen?“

„Weshalb ließ Cudy ein Disziplinarverfahren gegen Sie einleiten?“ wollte Redhorse wissen.

Surfath lächelte milde und beobachtete, wie der Rauch seiner Zigarre zur Decke stieg.

„Aus mehreren Gründen“, antwortete er. „Vor allem wohl deshalb, weil sich seine und meine Auffassung über die Sauberkeit an Bord dieses Schiffes gründlich unterscheiden.“

Redhorse sagte nichts. Er spielte mit dem Gedanken, zu Cudy zu gehen und seine Wahl rückgängig zu machen. Aber damit hätte er sich eine unverzeihliche Blöße gegeben. Er *mußte* mit diesem dicken Phlegmatiker nach Celanese, gleichgültig, was dabei herauskam.

„Wie lange sind Sie schon bei uns - ich meine, bei der Solaren Flotte?“ erkundigte sich Redhorse.

„Fünfzehn Jahre“, sagte Surfath und spuckte ein paar Tabakkrümel aus, die er unvorsichtigerweise vom Zigarrenende abgekaut hatte.

Redhorse verbarg sein Erstaunen darüber, daß Surfath nach einer so langen Dienstzeit noch Korporal war.

„Oh“, sagte Surfath grinsend. „Ich weiß, was Sie denken. Aber trösten Sie sich: Ich war schon dreimal Sergeant, wurde aber immer wieder degradiert.“

„Macht es Ihnen überhaupt Spaß, bei der Solaren Flotte zu sein?“ fragte Redhorse.

„Bei Naheinsätzen ist das Essen gut“, erklärte Surfath. „Bei Ferneinsätzen wird dieses verdammte Trockenfleisch gereicht. Sie können sich also an den Fingern abzählen, wann es mir gefällt und wann ich desertieren möchte.“

Es war erstaunlich, einen Mann zu treffen, dessen Loyalität zur Flotte in erster Linie davon abzuhängen schien, welche Qualität das Essen an Bord der Schiffe hatte. Gegen seinen Willen mußte Redhorse lachen.

„Wissen Sie, wo wir uns befinden?“ wollte er wissen.

„Sicher“, sagte Surfath. „Im Aztran-System.“

Das kam so gelangweilt, daß Redhorse keinen Augenblick daran zweifelte, daß es diesem dicken Korporal völlig gleichgültig war, wo er sich befand, *wenn nur das Essen gut war*.

„Ich hatte vor, mit Ihnen nach Celanese zu fliegen“, sagte der Cheyenne grob. „Jetzt frage ich mich, ob ich Sie nicht besser an Bord der CRUSADER zurücklasse.“

„Sie“, sagte Surfath mit einem Augenaufschlag, „dazu würde ich Ihnen raten.“

Je länger sich Redhorse mit diesem Mann unterhielt, desto geringer wurde sein anfänglicher Groll. Der Leutnant durchquerte den Raum und ließ sich auf dem schmalen Bett nieder. Surfath sah ihm mißbilligend zu.

„Was sind Sie für ein Mann?“ fragte Redhorse. „Ich würde gern mehr über Sie erfahren.“

Surfath zerquetschte die erloschene Zigarre in der Hand und warf die Überreste in den Verbrennungsschlitz über dem Tisch.

„Warum sehen Sie nicht in meiner Akte nach, Sir?“

„Ich bezweifle, daß ich dort alles nachlesen kann“, sagte Redhorse. „Wo auf der Erde wurden Sie geboren? In Nordamerika?“

„Auf einem Schiff“, sagte Surfath widerwillig. „Meine Mutter war Französin. Als sie hochschwanger war, verließ sie Europa, um nach Amerika zu gehen. Sie hatte etwas gegen Raketenflugzeuge und Luftgleiter.“

„Und Ihr Vater?“

„Mein Vater war ein polnischer Taschendieb.“ Surfath rieb seine schwitzenden Handflächen am Hosenboden ab. „Ich habe ihn nie gesehen. Manchmal, wenn er sich nicht in Besserungsanstalten aufhielt, schickte er Geld.“

„Warum unterzog sich Ihr Vater keiner psychotherapeutischen Behandlung?“ fragte Redhorse.

„Er hielt seine Fähigkeit für ein Talent, das er auf keinen Fall verkümmern lassen wollte. Verstehen Sie? Er war stolz darauf, den Leuten etwas aus den Taschen zu ziehen, ohne daß sie es merkten.“

„Und Sie?“ fragte Redhorse. „Sind Sie auch auf irgend etwas stolz?“

„Müssen Sie das alles wissen, um mit mir nach Celanese zu fliegen?“

„Sind Sie verheiratet?“

Surfath grunzte.

„Zweimal“, sagte er. „Zum Glück glaubt mir das niemand.“

Redhorse erhob sich.

„Halten Sie sich bereit“, sagte er. „Ihre Spezialausrüstung muß in Ordnung sein. Was uns auf Celanese erwartet, werde ich Ihnen während des Fluges erklären. Dann werden Sie auch erfahren, wie wir uns auf Celanese verhalten müssen.“

Surfath hob beschwörend beide Hände.

„Ich bin nicht tapfer“, sagte er. „Ich bewege mich langsam, und ich denke langsam. Warum also sollten Sie ausgerechnet mich mitnehmen?“

Redhorses Indianergesicht zeigte keine Regung.

„Sie haben einen entscheidenden Vorteil“, sagte er zu dem Korporal. „Wenn auf uns geschossen werden sollte, kann ich mich hinter Ihnen verstecken.“

3.

Auf Celanese gab es zwei große Kontinente. Dem größten der beiden war eine ausgedehnte Inselgruppe vorgelagert. Dort lebten die terranischen Kolonisten. Auf der größten Insel, Celanese-Insel genannt, befand sich die Hauptstadt, die Klinik der Praktizierenden Mediziner und das Sanatorium. Die kleineren Inseln dienten den Kolonisten als Anbaugelände.

Als Bürgermeister Barkin Kral am Morgen des 10. März im Jahre 2395 sein Haus verließ, blickte er nicht ohne Sorgen in Richtung des großen Kontinents. Wenn die Kolonialverwaltung auf Terra jemals davon erfuhr, daß die Eingeborenen von Celanese die

Kolonie immer wieder angriffen, würden früher oder später ein paar große Frachtschiffe auf Celanese-Inseln landen, um alle Kolonisten abzuholen. Planeten, auf denen intelligente Eingeborene lebten, durften nur dann von Menschen besiedelt werden, wenn sich die Ureinwohner damit einverstanden erklärten.

Barkin Kral dachte an Groove Solomon. Der Chefmediziner wollte die Kolonie unter allen Umständen behalten. Kein Wunder, dachte Kral ironisch, Solomon hatte sich auf Celanese ein Reich aufgebaut.

Der Bürgermeister blickte zum wolkenverhangenen Himmel empor, wo in wenigen Augenblicken die Umrisse eines Beiboots auftauchen mußten. Kral kräuselte nervös die Lippen. Eine Kontrolle der Kolonie ließ sich nicht mehr aufhalten. Jetzt konnten sie nur hoffen, daß während des Aufenthalts der beiden angemeldeten Terraner kein Angriff durch die Inkheads erfolgte. Kral war erleichtert darüber, daß zunächst nur Angehörige der Solaren Flotte nach Celanese kamen. Diese Männer konnte man leichter irreführen als Mitglieder der Solaren Abwehr, der USO oder der Kolonialverwaltung.

Kral stieg die Plastiktreppe vor seinem Haus hinab und blieb einen Augenblick unschlüssig auf der Straße stehen. Mittlerweile hatte sich die bevorstehende Ankunft eines terranischen Schiffes im Aztran-System herumgesprochen, und viele Kolonisten waren zum Landeplatz hinübergegangen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite blickte Mervin Obholty aus dem Fenster. Kral fühlte die Blicke des Mannes auf sich ruhen, und eine leichte Röte stieg ihm ins Gesicht, als er sich daran erinnerte, daß Obholty ihn kürzlich einen Sklaven Solomons genannt hatte. Der Bürgermeister nickte zu Obholty hinüber, aber der Kolonist grinste nur.

Verdammt! dachte Kral wütend. *Was verlangen sie von mir? Soll ich mich gegen Solomon und seine PM auflehnen?*

Er ging zu seinem Fahrzeug, das neben dem Haus parkte, und ließ sich im Fahrersitz nieder. Der Motor sprang an, und Kral steuerte den kastenförmigen Allzweckwagen auf die Straße hinaus. Die Gebäude auf Celanese-Inseln bestanden mit Ausnahme des Sanatoriums und der Klinik aus Leichtmetallbauteilen und waren kuppeelförmig. Auf den Farmer-Inseln standen ein paar Blockhütten, die aber nur während des Sommers bewohnt wurden.

Barkin Kral umklammerte das Steuer so fest, daß seine Knöchel hervortraten. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mann mit langen schwarzen Haaren und einem traurigen Gesichtsausdruck. Vor sieben Jahren hatte man ihn zum Bürgermeister gewählt. Es war gleichzeitig die letzte Wahl gewesen, denn Groove Solomon hatte bestimmt, daß Barkin Kral ein guter Bürgermeister war und daher in diesem Amt bleiben würde. Kral war manchmal nahe daran, sein Amt aufzugeben, aber er fürchtete Solomons Gegenmaßnahmen zu sehr, um seinen Wunsch zu verwirklichen.

Die Straße führte direkt zum Landefeld, und Kral konnte schon von weitem sehen, daß sich etwa dreißig Kolonisten eingefunden hatten, um die Ankunft des Beiboots mitzuerleben.

Kral hielt neben einem unbewohnten Kontrollgebäude neben dem Landefeld und stieg aus.

Harvest Nabrock, der sich nach Kral's Meinung zu Unrecht als bester Ingenieur der Kolonie bezeichnete, kam aus dem Kontrollgebäude und winkte Kral zu. Nabrock sah ungepflegt und abstoßend aus. Seine Figur erinnerte Kral immer an ein Faß, dem durch eine Laune der Natur Extremitäten und ein Kopf entstanden waren.

Nabrock deutete mit dem Daumen in den wolkenverhangenen Himmel.

„Sie sind schon unterwegs“, sagte er, um Kral zu zeigen, daß er Funk- und Ortungsanlage im Kontrollgebäude bedient hatte.

„Schon gut“, sagte Kral mürrisch. Als er davonging, spuckte Nabrock aus und kehrte ins Kontrollgebäude zurück.

Barkin Kral hielt sich abseits von den anderen Kolonisten. Als er am Rand des Landefelds ankam, begann es zu regnen. Kral schlug seinen Kragen hoch und wartete mit unfreundlicher Miene auf die Landung des Beiboots der CRUSADER.

„Guten Morgen, Bürgermeister!“

Kral zuckte beim Klang der weiblichen Stimme zusammen und fuhr herum.

„Diahann!“ stieß er überrascht hervor. „Was tun Sie hier auf dem Landefeld?“

Diahann Uggam trug einen Regenumhang, der bei jeder Bewegung raschelte. Sie hatte ihr Haar hochgesteckt, was ihrem Gesicht einen starren Ausdruck verlieh. Der ruhige Blick ihrer basaltfarbenen Augen machte Kral unsicher. Er sah, daß sich ihr Umhang an verschiedenen Stellen ausbeulte. Wahrscheinlich trug sie ihre PM-Ausrüstung mit sich herum. Kral blinzelte ängstlich. Ein fürchterlicher Verdacht stieg in ihm auf.

Diahann verstand die Blicke des Bürgermeisters. Ihr Lachen hallte weit über den Platz.

„Oh, Barkin!“ sagte sie, mühevoll Luft holend. „Denken Sie, ich wollte einen Privatkrieg gegen die Solare Flotte entfesseln?“

„Warum sind Sie hier?“ fragte Kral boshaft. „Ich kann allein mit den Männern reden.“

„Die Mediziner interessieren sich für die Ankömmlinge“, sagte Diahann. „Das heißt nicht, daß wir uns in den Vordergrund drängen wollen. Sie haben nur die Aufgabe, mich den beiden Männern als ihre ständige Begleiterin vorzustellen.“

Kral riß verständnislos die Augen auf.

„Warum sollten Sie meine persönliche Begleiterin sein?“ murmelte er.

„Bürgermeister, Bürgermeister“, sagte sie vorwurfsvoll. „Wie kann man nur so schwerfällig sein? Ich meinte natürlich, daß ich die beiden Raumfahrer während ihres Aufenthaltes auf Celanese betreuen werde. Sagen wir als eine Art Hostess.“

Die Vorstellung, Diahann Uggam als Hostess arbeiten zu sehen, rang Kral ein schwaches Lächeln ab.

„Hat Groove Solomon Sie damit beauftragt?“

Sie nickte widerwillig. Offenbar gefiel es ihr nicht, daß er ihren Vorschlag nur dann zu akzeptieren bereit war, wenn Solomon der Vater dieses Planes war.

Unter den am Rand des Landefelds versammelten Kolonisten entstand Unruhe und lenkte Kral's Aufmerksamkeit ab. Er blickte nach oben.

Getragen von ihren Antigravprojektoren, sank eine fünfunddreißig Meter durchmessende Space-Jet nach unten. Die Landestützen des Diskusschiffs waren bereits ausgefahren.

„Ich halte mich vorläufig im Hintergrund“, sagte Diahann. „Holen Sie mich, sobald Sie es für richtig erachten. Und lassen Sie sich etwas einfallen, um den Satelliten zu erklären, der Celanese umkreist.“

Groove Solomon hatte wegen dieses Problems in der vergangenen Nacht bei Barkin Kral angerufen und ihm befohlen, den Raumfahrern zu erzählen, daß die Celanesen diesen Satelliten von einem Galaktischen Händler erstanden hätten. Solomon mußte über gefälschte Urkunden verfügen, denn er schien davon überzeugt zu sein, daß man Kral diese Geschichte glauben würde.

Die Space-Jet setzte auf. Der Regen ergoß sich über die mattglänzende Außenfläche des Raumschiffs. Die Gangway wurde völlig geräuschlos ausgefahren.

„Gehen Sie, Bürgermeister“, sagte Diahann. „Sie sind der Repräsentant dieser Kolonie.“

Sich der Würdelosigkeit seiner Stellung bewußt, ging Kral auf die Space-Jet zu. Plötzlich hatte er den Wunsch, daß die Raumfahrer schnell herausfinden würden, was auf Celanese gespielt wurde. Vielleicht würde ihm das Gelegenheit geben, sein jetziges Leben zu ändern. Er preßte einen Fluch zwischen den Lippen hervor. So einfach war Groove Solomon nicht zu schlagen. Zwei Raumfahrer reichten nicht, um den Chefmediziner zu gefährden.

Barkin Kral blieb unterhalb der Gangway stehen. Die Schleuse glitt auf, und ein sehr jung aussehender Mann in der lindgrünen Uniform der Solaren Flotte tauchte auf. Der Raumfahrer war groß, schlank und dunkelhaarig; sein Gesicht mit der scharfrückigen Nase wirkte übermäßig hart. Er stand in der Schleuse und warf einen kritischen Blick auf die Stadt. Dann winkte er Kral zu. Hinter dem jungen Mann erschien jetzt ein dicker Raumfahrer in einer zerknautschten Uniform.

Die beiden Männer kamen nebeneinander die Gangway herab.

Kral vergaß alle Bedenken, und seine Aufregung ließ nach. Einer der Raumfahrer war fast noch ein Junge, der andere wirkte schwerfällig. Sie bedeuteten keine Gefahr für Celanese. Der Jüngere der beiden trug eine Art Koffer. Darin war wahrscheinlich die Ausrüstung der beiden verborgen.

Direkt vor Kral blieben die Raumfahrer stehen. Der Jüngere richtete seine Augen auf Kral und sagte mit ruhiger Stimme: „Ich bin Leutnant Don Redhorse von der CRUSADER. Mein Begleiter ist Korporal Brazos Surfât. Wir sind gekommen, um uns diese Kolonie anzusehen.“ Irgend etwas im Klang dieser Stimme veranlaßte Kral den Blick zu senken. Er streckte Redhorse die Hand entgegen und stellte sich als Bürgermeister von Celanese-Island vor. Redhorse, überlegte Kral fieberhaft. Ein seltsam klingender Name. Dazu das Aussehen des jungen Raumfahrers.

Ein Indianer! dachte Kral. Ein Indianer und ein dicker Raumfahrer, der es nur zum Korporal gebracht hat. Groove Solomon und seine PM würden über diese beiden Burschen nur lachen. „Ich zeige Ihnen Ihr Quartier“, sagte Kral. Seine Blicke wanderten über das Landefeld und blieben an der einsamen weiblichen Gestalt hängen, die vor dem Kontrollgebäude stand. „Ich werde Ihnen gleich Diahann Uggam vorstellen. Sie wird Ihnen alles zeigen, was Sie auf Celanese interessiert.“ Er winkte Diahann zu, und sie eilte herbei.

„Das ist Diahann Uggam“, sagte Kral.

Das Gesicht des Mädchens glänzte vor Nässe. Kral empfand ihre Schönheit beinahe schmerzhaft, und er schluckte ein paarmal. Er hörte, wie Brazos Surfât mit der Zunge schnalzte.

„Celanese ist nicht so groß, als daß uns jemand überallhin begleiten müßte“, sagte Don Redhorse, als er Diahann die Hand gab. „Sie brauchen sich unseretwegen nicht zu bemühen.“ „Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische, Sir“, sagte Surfât hastig. „Ich kann mir denken, daß das Mädchen in manchen Dingen eine große Hilfe für uns wäre.“ Redhorse lächelte schwach.

„Ich bin erstaunt, welches Temperament Sie plötzlich entwickeln, Brazos“, sagte er.

„Trotzdem: Miß Uggam kann sich weiterhin ihren normalen Aufgaben widmen.“

„Aber, aber!“ Barkin Kral hob beschwichtigend beide Arme. „Für Miß Uggam wird es ein Vergnügen sein, wenn Sie ... ich meine ...“

Ein vernichtender Blick der Praktizierenden Medizinerin ließ ihn verstummen.

„Ich weiß, was Sie befürchten, Leutnant“, sagte Diahann sanft. „Sie nehmen an, Celanese wollte ein Geschäft mit meinem Aussehen machen.“ Sie deutete auf den betroffen blickenden Surfât. „Bei Ihrem Begleiter ist mir das ja auch gelungen, was ich Ihrer Ansicht nach offenbar erreichen soll. Wenn Sie jedoch so unempfindlich für weibliche Reize sind, wie es im Augenblick den Anschein hat, dürfte es Sie nicht stören, wenn ich Ihnen ab und zu mit meinem Rat zur Seite stehe. Ich kenne mich auf allen Inseln sehr gut aus. Sie sparen viel Zeit, wenn Sie nicht auf meine Begleitung verzichten.“

„Nein“, sagte Redhorse und wandte sich ab.

„Kommen Sie“, sagte er zu Kral. „Zeigen Sie uns das Quartier.“

Kral schwankte zwischen einem Triumphgefühl, das die deutliche Abweisung Diahanns in ihm auslöste, und seiner Furcht vor Groove Solomon. Er warf Diahann einen fragenden Blick zu, aber sie reagierte nicht darauf. Mit zusammengekniffenen Augenbrauen sah Diahann zu, wie die drei Männer auf Krals Fahrzeug zgingen.

Dann, scheinbar ohne jeden besonderen Anlaß, lächelte sie grimmig.

*

Während der Fahrt zu seinem Haus erlosch Barkin Krals Vertrauen in seine eigenen diplomatischen Fähigkeiten völlig. Hatte er vor der Landung des Beiboots und auch

unmittelbar danach noch geglaubt, mit den beiden Raumfahrern leichtes Spiel zu haben, so mußte er jetzt feststellen, daß Redhorse und Surfath alles andere als leicht beeinflussbare Menschen waren.

Surfath saß neben Kral und hatte die Hände über seinem dicken Bauch gefaltet. Er widmete der Stadt keine Aufmerksamkeit, sondern seine Augen waren fast geschlossen, so daß man glauben konnte, er würde vor sich hindösen.

Redhorse saß mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Rücksitz und verwirrte Kral mit präzisen Fragen. Der Bürgermeister hatte sich auf zahlreiche Fragen vorbereitet, aber ausgerechnet jene wurden nicht gestellt. Kral wäre gern schneller gefahren, aber er fürchtete, daß das Verhör für ihn noch peinlicher werden könnte, wenn das Haus erreicht war. Er verwünschte seinen Entschluß, die beiden unbequemen Gäste bei sich einzuquartieren. Dieser Schachzug war seine eigene Idee, denn Solomon hatte ihm freigestellt, die Raumfahrer von der CRUSADER dort unterzubringen, wo er es für richtig hielt. Kral hatte geglaubt, die Ankömmlinge in seinem eigenen Haus besser unter Kontrolle halten zu können - und nun sah es so aus, als hätte er ihnen Gelegenheit gegeben, *ihn* zu kontrollieren.

„Wer ist Ihr Stellvertreter?“ fragte Redhorse unvermittelt.

Kral blickte starr geradeaus, obwohl sein Wagen das einzige Fahrzeug auf der Straße war.

„Stellvertreter?“ wiederholte er, um Zeit zu gewinnen.

„Ja“, sagte Redhorse geduldig. „Schließlich besteht die Möglichkeit, daß Ihnen etwas zustößt. Wer übernimmt dann bis zur nächsten Wahl die Geschäfte?“

„Darüber“, sagte Kral, „habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.“

„Es ist immer gut, wenn die Unkosten für die Verwaltungsarbeit einer Kolonie niedrig gehalten werden“, sagte Surfath.

Kral witterte eine Falle, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als zustimmend zu nicken.

„Ja“, sagte er. „Außerdem brauchen wir jeden Mann zum Ausbau der Kolonie.“

„Wo liegt das Sanatorium?“ wollte Redhorse wissen.

„Auf der anderen Seite der Insel“, antwortete Kral. „Im Augenblick verbringen dort achtundzwanzig Menschen von der Erde einen Kuraufenthalt.“

„Vielleicht sehen wir uns das Sanatorium einmal an“, sagte Redhorse. „Was meinen Sie, Korporal?“

„Es könnte sich lohnen, Sir“, sagte Surfath.

Sie hatten Krals Haus erreicht. Kral steuerte den Wagen von der Straße herunter.

Kral bot sich an, den Koffer des Leutnants zu tragen, doch Redhorse lehnte dankend ab.

„Sie werden sich ausruhen wollen“, vermutete Kral, als er zusammen mit den Raumfahrern das Haus betrat.

„Wir haben ein paar ruhige Tage hinter uns“, entgegnete Redhorse. „Am besten, wir fangen gleich mit einer Rundfahrt an. Sie stellen uns doch sicher Ihren Wagen zur Verfügung?“

„Ja, ja“, sagte Kral hastig, der es nicht wagte, sich als Fahrer anzubieten.

Er zeigte den beiden Männern ihr Zimmer und zog sich, da er nicht mehr angesprochen wurde, in sein Büro zurück. Über die Funksprechanlage setzte er sich mit der Klinik in Verbindung und verlangte Groove Solomon zu sprechen.

„Die beiden sind da“, sagte er aufgeregt, als Solomon sich meldete. „Sie sind ja völlig außer Atem“, stellte Solomon fest. „Was ist los. Kral? Hatten Sie Schwierigkeiten?“

„Ein junger Indianer und ein listiger Dickwanst“, sagte Kral wütend. „Das sind meine Schwierigkeiten.“ Er wartete, ob Solomon etwas sagen würde, dann fuhr er fort: „Sie haben Diahann abgeschoben und wollen jetzt eine Rundfahrt mit meinem Wagen unternehmen.“

„Haben sie nach dem Satelliten gefragt?“

„Nein“, sagte Kral. „Sie haben sich nur für Kleinigkeiten interessiert. Wir müssen vorsichtig sein, Mr. Solomon.“

„Hm“, machte Solomon.

„Sie werden früher oder später zur Klinik hinauskommen“, prophezeite Kral.

„Hier ist alles in bester Ordnung“, sagte Solomon. „Sie sollen nur kommen.“

Kral zögerte. Er hatte sich von diesem Gespräch mehr erhofft. Solomon verbreitete zwar Gelassenheit, aber sie allein genügte nicht, um den Bürgermeister aufzuheitern.

„Was soll ich tun?“ fragte er ratlos.

„Nichts“, erwiderte der Chefmediziner. „Keiner unserer Gegner in der Stadt wird es wagen, den beiden Raumfahrern Informationen zu geben, denn wir sind auf jeden Fall länger auf Celanese-Island als die Männer von der CRUSADER. Wir müssen nur darauf achten, daß die beiden keine Inkheads zu sehen bekommen.“

Kral seufzte bedrückt. Er wurde den Verdacht nicht los, daß Groove Solomon zu lange nur in der Klinik gelebt hatte, um die Situation in der Stadt richtig einschätzen zu können. Viele Kolonisten haßten Solomon und seine Praktizierenden Mediziner, wenn auch niemand wagte, offenen Widerstand zu leisten.

„Diahann wird schon aufpassen“, sagte Solomon. „Merken Sie sich eins, Kral: Terra kann es sich nicht erlauben, hier, in der Eastside der Galaxis, einen Kolonialskandal heraufzubeschwören. Die Abgesandten von der Erde müssen noch vorsichtiger sein als wir. Celanese ist eine vorgeschobenen Bastion der Erde im ehemaligen Einflußgebiet der Blues. Der Verlust von Celanese wäre für das Solare Imperium eine politische Niederlage, die ihre Auswirkungen auf das Verhältnis der Menschheit mit den anderen raumfahrenden Völkern der Galaxis haben könnte.“

Solomon war wesentlich intelligenter als er, und so hoffte Kral, daß der Chefmediziner die kosmischen Zusammenhänge richtig beurteilte. Allerdings klangen die von Solomon hervorgebrachten Argumente auch aus dem Munde des Chefmediziners nicht sehr überzeugend. Trotzdem war Kral bereit, alles zu tun, was Solomon anordnete, denn darin schien die einzige Möglichkeit zu bestehen, die gefährliche Situation zu überstehen. Groove Solomon kicherte leise, bevor er das Gespräch unterbrach.

Als Kral sich in einen Sessel fallen ließ, um nachzudenken, wurde gegen die Tür geklopft. Der dicke Raumfahrer, der Brazos Surfathieß, steckte seinen Kopf herein und winkte Kral lächelnd zu.

„Wir fahren los“, sagte er. „Bis später, Bürgermeister.“

Kral saß da wie gelähmt, und auch zwei Minuten später, als sein Wagen mit dröhnendem Motor davonfuhr, besaß er nicht den Mut, sich zu erheben, ans Fenster zu gehen und den beiden Raumfahrern nachzusehen.

*

Brazos Surfathdrehte den Kopf.

„Der kleine Wagen ist immer noch hinter uns“, sagte er. „Er folgt uns jetzt, seit wir aus der Stadt heraus sind.“

Redhorse nickte nur.

„Wahrscheinlich das Mädchen“, sagte Surfathmit einem vorwurfsvollen Unterton in der Stimme, um den Leutnant daran zu erinnern, daß das Mädchen jetzt bei ihnen sitzen könnte. Redhorse blieb weiterhin stumm. Im Rückspiegel sah er die Stadt mit ihren kuppeiförmigen Gebäuden. Links davon lag ein großer Wald. Auf Celanese-Island gab es keine Felder, obwohl genug Platz vorhanden war. Die Kolonisten hatten die natürlichen Gegebenheiten ausgenutzt, und das Land rings um die Stadt in einen riesigen Park verwandelt. Alle Straßen wurden von großen Surien gesäumt. Abseits der Straßen erstreckten sich große Grasflächen mit Deloys-Büschen, die jedoch um diese Jahreszeit nicht mehr blühten.

„Was halten Sie von dem Bürgermeister?“ fragte Redhorse nach einer Weile.

„Unsicher und nervös“, sagte Surfath. „Und er hat eine Menge zu verbergen.“

„Ich möchte fast wetten, daß er nicht der große Mann dieser Kolonie ist“, sagte Redhorse. Er bog von der Hauptstraße ab und benutzte eine Seitenstraße, die direkt zum Meer führte. Als er

in den Rückspiegel blickte, sah er, daß auch das andere Fahrzeug die Richtung änderte. Er fuhr langsamer und hielt dann mitten auf der Straße an.

Der andere Wagen holte auf. Redhorse sah, daß das Mädchen am Steuer saß. Sie beugte sich aus dem Seitenfenster.

„He!“ rief sie. „Sie blockieren den Weg!“

Redhorse stieg aus und ging langsam zurück. Er stützte beide Hände auf den Fensterrahmen von Diahann Uggams Wagen.

„Wollen Sie uns tatsächlich überholen?“ fragte er sanft.

Sie hatte ihren Regenumhang abgelegt. Der Hosenanzug, den sie trug, ließ die Umrisse ihrer Figur erkennen.

„Ja“, sagte sie. „Ich will zum Sanatorium.“

„Dorthin wollen wir auch“, sagte Redhorse. „Ist das nicht eine Überraschung? Ich habe von Barkin Kral erfahren, daß das Sanatorium auf einer Landzunge liegt. Es hat seine eigene Wasser- und Energieversorgung. Es soll von der Stadt völlig unabhängig sein.“

Sie runzelte die Stirn.

„Natürlich“, sagte sie heftig. „Die Menschen dort sollen sich erholen.“

„Man hält sie von der Stadt isoliert“, sagte Redhorse. „Warum?“

Diahann Uggam zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht befürchtet man, daß sie etwas entdecken könnten, wovon man auf der Erde nichts erfahren soll“, sagte Redhorse.

Die basaltfarbenen Augen weiteten sich etwas.

„Fragen Sie den Bürgermeister“, empfahl Diahann dem Cheyenne.

„Miß Uggam, ich glaube nicht, daß Bürgermeister Barkin Kral der Mann ist, der auf Celanese die Befehle gibt“, sagte Redhorse. „Ich kann mir vorstellen, daß Sie sich mit dieser Kolonie verwachsen fühlen. Deshalb sollten Sie alles tun, um sie vor einer Auflösung zu bewahren.“

Sagen Sie uns die Wahrheit.“

Sie lehnte sich im Sitz zurück.

„Wovon reden Sie überhaupt?“ fragte sie.

Redhorse wandte sich ab und ging zu Kral's Wagen zurück. Das Mädchen war mehr als rätselhaft. Sie erschien ihm selbstbewußter als Barkin Kral, und doch hatte sie offenbar von ihm den Auftrag, den beiden Männern nachzuspionieren. Daß sie ihre Aufgabe so offen ausführte, konnte Teil einer besonderen Taktik sein.

Redhorse erinnerte sich an Cudys Worte. Der Major hatte ihm befohlen, auf Celanese keine Unruhe zu stiften. Wahrscheinlich, dachte Redhorse, brauchte er sich darum nicht zu kümmern. Die Kolonisten würden von sich aus für Unruhe sorgen. Redhorse war entschlossen, mit einigen Frauen und Männern auf der Insel zu sprechen, um herauszufinden, ob es auf Celanese mehrere Interessengruppen gab.

„Nun, Sir?“ fragte Surf, als Redhorse sich wieder im Fahrersitz niederließ.

„Sie ist stumm wie ein Fisch“, sagte Redhorse. „Und genauso kalt.“

Der Wagen fuhr los, und Diahann Uggam folgte den beiden Männern weiterhin. Die schmale Straße beschrieb eine Kurve, und zwischen einigen Bäumen konnte Don Redhorse einen weit entfernten Gebäudekomplex erkennen. Er machte Surf darauf aufmerksam.

„Das ist nicht das Sanatorium“, sagte Redhorse.

„Vielleicht Lagerhallen“, meinte Surf.

„Die Gebäude erinnern mich eher an eine Festung“, antwortete Redhorse. Er hielt an und wartete, bis Diahann abermals herangekommen war. Dann beugte er sich aus dem Fenster und deutete in Richtung des Bauwerks.

„Was ist das?“ rief er nach hinten.

„Die Schule!“ rief Diahann Uggam zurück.

Redhorse und Surf tauschten einen Blick. Es erschien unglaublich, daß die Celanesen die Schule so weit außerhalb der Stadt errichtet hatten.

„Es ist keine Schule für Kinder“, klang Diahanns Stimme abermals auf. „Dort werden junge Frauen und Männer in allen Fächern unterrichtet, die für eine weitgehende Kolonisierung eines Planeten wichtig sind.“

Redhorse sank in den Sitz zurück. Eine Schule für Kolonisten. Solche Schulen gab es nur auf der Erde. Es mutete geradezu lächerlich an, daß die Celanesen sich selbst unterrichteten.

„Hier scheint das Ei klüger als die Henne zu sein“, sagte Surf at, der offenbar ebenso dachte wie Redhorse.

„Wir fahren vom Sanatorium aus zu dieser Schule“, sagte Redhorse. „Ich bin gespannt, was man dort lernen kann.“

Sie fuhren weiter. Bis auf einige kleinere Hügel war Celanese-Insel fast vollkommen flach. Redhorse konnte sich vorstellen, daß es den Sanatoriumsgästen auf Celanese gefiel. Die Luft war mild, hatte aber einen würzigen Beigeschmack. Bis in den Spätsommer hinein konnte man im Meer baden.

„Das Mädchen gefällt mir“, sagte Surf at zusammenhanglos, nachdem sie eine Weile schweigend gefahren waren. „Sie hat einen offenen Blick.“

Redhorse grinste.

„Denken Sie an Ihre beiden Frauen, Korporal“, empfahl er Surf at.

Das Sanatorium tauchte vor ihnen auf. Die Straße, die sie jetzt benutzten, machte eine weite Schleife und schien direkt ins Meer hinauszuführen. Das Sanatorium war ein riesiges quadratisches Gebäude mit großen Fensterflächen und einem flachen Dach. Drei Wagen standen vor dem Haupteingang. Da es bis vor wenigen Minuten geregnet hatte, schienen sich die Gäste innerhalb des Gebäudes aufzuhalten.

Am Strand sah Redhorse ein paar kleinere Boote. Wahrscheinlich konnten die Besucher zu ihrem Vergnügen fischen und segeln. Golf- und Tennisplätze waren in unmittelbarer Nähe des Sanatoriums angelegt worden.

Redhorse parkte Kral's Wagen neben den anderen Fahrzeugen. Als er ausstieg, hielt Diahann Uggam neben ihnen an.

„Wie weit wollen Sie uns verfolgen?“ erkundigte sich Redhorse. „Haben Sie vor, uns ins Sanatorium zu begleiten?“

„Nicht, wenn Sie mich nicht dazu auffordern“, sagte sie.

Redhorse schüttelte den Kopf und winkte Surf at, ihm ins Sanatorium zu folgen. Der Korporal blickte noch ein paarmal zu Diahann zurück, als wollte er dadurch seine Unschuld am Verhalten Redhorses zum Ausdruck bringen.

Bevor die beiden Männer die Vorhalle betreten konnten, kam ihnen ein grauhaariger Mann in einem hellgrünen Anzug entgegen. Der Celanese hielt sich angestrengt aufrecht. Er war groß und hager.

„Ich bin Roster Learoy, der technische Direktor des Sanatoriums“, stellte er sich vor.

„Bürgermeister Kral hat mich angerufen und mich auf Ihre Ankunft vorbereitet.“

Learoy sprach langsam und jedes Wort betonend. Einzelne Worte unterstrich er mit spärlichen Gesten seiner gepflegten Hände.

„Wir sind auf Celanese, um uns ein bißchen umzusehen“, sagte Redhorse. „Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, werden wir mit verschiedenen Gästen sprechen.“

„Bitte, denken Sie daran, daß diese Menschen hier sind, um sich zu erholen“, sagte Learoy salbungsvoll. „Wir wollen doch nicht, daß sie sich unnötig aufregen.“

„Ich bin im Besitz bestimmter Vollmachten“, log Redhorse kaltblütig. „Sie werden mich nicht daran hindern können, mit den Kurgästen zu sprechen. Ich versichere Ihnen, daß durch diese Gespräche keines Menschen Gesundheit beeinträchtigt wird.“

Learoy trat zur Seite und verbeugte sich leicht. Dann deutete er auf die Tür.

„Bitte, meine Herren“, sagte er.

Redhorse und Surf at betraten von Learoy gefolgt die Vorhalle des Sanatoriums. Der Boden war mit schweren Teppichen ausgelegt. An den Wänden hingen farbige Bilder, die die

Entwicklungsgeschichte der Kolonie darstellten. Ein Männchen mit einem grauen Kittel huschte herbei und wartete anscheinend auf Befehle des technischen Direktors.

„Einige Kurgäste sind auf ihrem Zimmer, die anderen befinden sich im Aufenthaltsraum“, sagte Learoy. „Möchten Sie auch jemand vom Personal sprechen?“

„Das weiß ich noch nicht“, sagte Redhorse. „Gehen wir zunächst in den Aufenthaltsraum.“ Das Männchen im grauen Kittel verschwand lautlos, und Learoy führte die Raumfahrer zum Aufenthaltsraum, aus dem leise Musik erklang. Der technische Direktor öffnete die Tür. In einem geschmackvoll eingerichteten Raum hielten sich sechs Männer und vier Frauen mittleren Alters auf. Ein Teil saß am großen Fenster und blickte aufs Meer hinaus, die anderen unterhielten sich und lasen.

„Danke, Mr. Learoy“, sagte Redhorse. „Sie können uns jetzt allein lassen.“

Als Learoy hinausging, stand einer der Kurgäste auf und kam auf Redhorse und Surfath zu.

„Zwei Raumfahrer!“ sagte er mit tiefer Stimme. „Ich bin Major Lemartin, ehemals Kommandant der SUMATRA. Meine Gesundheit läßt es leider nicht mehr zu, daß ich an Bord eines Raumschiffs Dienst tue.“

Lemartin war ein großer und kräftiger Mann mit einem roten Gesicht. Auf seiner Nase schälte sich die Haut, als hätte er einen Sonnenbrand erlitten. Seine sandfarbenen Augenbrauen zogen sich ständig zusammen.

Redhorse, der froh war, ein ehemaliges Mitglied der Solaren Flotte zu treffen, schüttelte dem Major die Hand und stellte Surfath und sich vor.

„Kommen Sie, setzen wir uns doch“, sagte Lemartin aufgeräumt. Er blickte voller Stolz um sich. Die Aufmerksamkeit, die er unter den anderen erregt hatte, tat ihm offensichtlich gut. Wahrscheinlich, überlegte Redhorse, ließ Lemartin keine Gelegenheit verstreichen, um den anderen Kurgästen mit Geschichten aus seiner Raumfahrerzeit zu imponieren. Der Verdacht lag nahe, daß Lemartin weder Major noch Kommandant, sondern im Höchstenfall Leutnant gewesen war. Doch das war im Augenblick unwichtig.

Als sie Platz genommen hatten, fragte Lemartin, ob sie etwas trinken wollten. Redhorse lehnte ab, aber Surfath erklärte, daß er einen Tropfen Alkohol nicht ablehnen würde. Lemartin sprang auf, ging zur Tür und brüllte ein paar Anordnungen in die Vorhalle. Gleich darauf erschien das Männchen im grauen Kittel und stellte ein kleines Glas vor Lemartin und ein großes Glas vor Surfath hin.

„Also“, sagte Lemartin, nachdem er mit Surfath angestoßen und getrunken hatte. „Warum sind Sie hier? Doch wohl kaum, um sich zu erholen?“

„Wir überprüfen die Kolonie“, sagte Redhorse und senkte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern. „Haben Sie etwas Ungewöhnliches auf Celanese-Insel feststellen können?“

„Wir kommen nicht viel herum“, sagte Lemartin bedauernd. „Nicht, daß man uns daran hindern würde, in die Stadt oder sonst irgendwohin zu gehen, aber es gibt einfach keinen Grund, die Gegend hier zu verlassen. Es gibt hier alles, was wir brauchen.“

„Wie ist die Betreuung der Kurgäste?“ wollte Redhorse wissen.

„Ausgezeichnet“, sagte Lemartin. „Ich habe mich in den beiden vergangenen Monaten gut erholt.“ Er beugte sich über den Tisch, und Redhorse stellte fest, daß ein seltsamer Geruch von ihm ausging. Sein rotes Gesicht glänzte.

„Auf Celanese geht etwas vor“, flüsterte Lemartin. „Hier liegt etwas in der Luft. Die Kolonisten benehmen sich komisch.“

Redhorse warf Surfath einen verweisenden Blick zu, als der Korporal einen großen Schluck aus seinem Glas nahm und genießerisch schmatzte.

„Wir sind Ihnen für Ihre Mithilfe sehr dankbar, Major Lemartin“, sagte Redhorse geduldig.

„Aber wir brauchen Tatsachen. Gibt es irgendwelche Ereignisse, die Sie in Ihrem Verdacht bestärkt haben, daß hier etwas Geheimnisvolles vorgeht?“

Lemartin schien verzweifelt sein Gedächtnis zu durchforschen; jedenfalls machte er ein

angestregtes Gesicht. In dieser ruhigen Umgebung erreichte den alten Raumfahrer unverhofft der Hauch des großen Abenteurers, und er wollte alles tun, daß er daran teilnehmen konnte.

„Einmal habe ich Schüsse gehört“, sagte er. „Schüsse von Projektilwaffen.“

„Aus Richtung der Stadt?“ fragte Redhorse. „Nein“, sagte Lemartin. „Es kam von dort.“ Er deutete in Richtung der Spezialeinheit, die Redhorse und Sulfat aus der Ferne gesehen hatten. „Es war ein klarer Morgen, das Meer war ruhig. Ich stand früh auf - und da hörte ich die Schüsse. Eine ganze Serie.“ Seine sandfarbenen Augenbrauen verengten sich. „Ist es möglich, daß ich mich getäuscht habe?“

„Dort, von wo der Lärm kam, liegt eine Schule, Major“, sagte Redhorse.

Lemartins Gesicht wurde noch röter, und er schwieg. „Sind alle Kurgäste von der Erde?“ fuhr Redhorse mit seinen Fragen fort.

„Es ist ein marsianischer Ingenieur darunter“, sagte Lemartin. „Staublunge, armer Kerl, aber im Grunde genommen ist er an seinen Leiden selbst schuld. Warum läßt er sich keine künstlichen Lungen einsetzen?“

Redhorse wußte, daß Lemartins Wissen erschöpft war, daß das Gespräch sich nun mehr und mehr um die anderen Gäste drehen würde. Es hatte auch wenig Sinn, mit den anderen zu sprechen. Sie wußten nicht mehr als Lemartin.

Das Männchen im grauen Kittel kam herein und fragte mit krächzender Stimme, ob jemand von den Herren noch etwas trinken möchte.

Sulfat schob sein geleertes Riesenglas über den Tisch.

„Ja, ich“, sagte er.

Redhorse erhob sich.

„Dazu ist keine Zeit“, sagte er. „Wir müssen weiter.“

Sulfat schnaubte enttäuscht, und das Männchen im grauen Kittel sammelte die leeren Gläser mit einem gehässigen Lächeln ein.

„Sie haben uns sehr geholfen, Major Lemartin“, sagte Redhorse beim Abschied.

Draußen in der Vorhalle ging Learoy auf und ab. Diahann Uggam stand in der Tür.

„Das Sanatorium wird mustergültig geführt“, sagte Redhorse zu Learoy. „Man kann Ihnen dazu gratulieren.“

„Danke“, murmelte Learoy.

„Sie sollten jedoch darauf achten, daß man die Schüsse von der Schule nicht bis hierher hört“, sagte Redhorse leichthin. „Die Kurgäste machen sich Gedanken darüber.“

Roster Learoys Kinn sank nach unten. Er starrte Redhorse maßlos verblüfft an. Redhorse nickte dem technischen Direktor freundlich zu und ging, gefolgt von Brazos Sulfat, auf die Tür zu.

„Haben Sie gefunden, was Sie suchten?“ erkundigte sich Diahann Uggam.

„Nein“, sagte Redhorse. „Aber ich bin entschlossen, meine Suche fortzusetzen.“

4.

Das Dröhnen der großen Baumtrommel weckte Zoquer aus dem Schlaf. Er spürte den warmen Körper seiner Gefährtin neben sich und zögerte. Dann gab er sich einen Ruck und erhob sich vom Graslager. Im Halbdunkel der Baumhütte fand Zoquer die ausgetrockneten Köpfe und Hände seiner Eltern. Er band sich den Strick mit den Köpfen und Händen fest um seine Hüften, dann schlug er die Grasplane zurück und trat ins Freie. Es regnete. Die großen Tropfen fielen gleichmäßig auf den Wald herab und verursachten ein leises Geräusch. Zoquer stieß einen gutturalen Laut aus, dann kletterte er behende den Baum hinab. Er war ein eineinhalb Meter großer Inkhead mit einem gewaltigen Buckel und einem vollständig behaarten Körper. In seinem platten Gesicht bewegten sich zwei gelbe Augen. Dank seiner

hakenförmigen Zehen und Finger konnte Zoquer sich fast wie ein Affe auf den Bäumen bewegen.

Wieder ertönte die große Baumtrommel. Als sie verstummte, hörte Zoquer in einiger Entfernung jemand durch den Wald laufen. Die Inkheads folgten dem Ruf der Trommel und waren zum Versammlungsplatz unterwegs.

Zoquer holte seine Schlagkeule heraus, die er neben dem Hüttenbaum vergraben hatte. Es verstieß gegen die guten Sitten, Waffen mit in die Hütten zu nehmen. Als er die Keule in den Händen hatte, schüttete Zoquer das Loch wieder zu und verwischte sorgfältig alle Spuren. Über sich hörte er ein Geräusch. Als er aufblickte, sah er seine Gefährtin, die die Grasplane zurückgeschlagen hatte und nun auf der Plattform vor der Hütte kniete.

Zoquer grunzte einen Gruß zu ihr hinauf.

„Ralquie hören Trommer“, sagte sie stoßweise.

„Ja“, knurrte Zoquer. „Großes Morgenlärm. Mich gehen nachsehen.“

Der Wortschatz der Inkheads war nicht so groß, daß Ralquie ihre Sorge um ihren Partner verständlich ausdrücken konnte. Sie kauerte auf der Plattform und starrte aus großen Augen zu ihm herab. Wie immer in solchen Augenblicken fühlte Zoquer sich unbehaglich, denn es beschlichen ihn Gefühle, die wenig mit Mannesmut und Stolz zu tun hatten. Am liebsten wäre er zu ihr hinaufgeklettert und hätte sie getröstet. Statt dessen hob er grüßend die Keule und setzte sich in Bewegung. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht, und es war angenehm, die nackten Fußsohlen gegen den elastischen Teppich aus Moos und Blättern zu pressen. Zoquer vergaß seine Partnerin, und seine schwerfälligen Gedanken wandten sich der bevorstehenden Versammlung zu. Er fragte sich, ob der Fremde wieder da sein würde. Der Fremde mußte ein gottähnliches Wesen sein, denn er beherrschte mühelos Feuer und Donner, Leben und Tod. Anfangs hatte Zoquer den Fremden verachtet, denn das Fehlen von getrockneten Köpfen und Händen an seinem Körper bewies, daß er seine Eltern noch nicht erschlagen hatte, also das Mannesalter noch nicht erreicht haben konnte. Im Laufe der Zeit war Zoquers Verachtung in Bewunderung umgeschlagen, und er war längst bereit, alles zu tun, was der Fremde von ihm verlangte.

In Zoquers unmittelbarer Nähe entstand ein Geräusch, und Zoquer blieb stehen, um zu lauschen. Da teilten sich vor ihm die Büsche, und Golque wurde sichtbar.

Golque hatte seine riesige Keule über der rechten Schulter liegen. Sein Gesicht war so stark behaart, daß die Augen kaum zu sehen waren. Niemand wußte genau, wie alt Golque war, aber er schien schon länger zu leben als die meisten anderen Inkheads.

Zoquer klopfte mit seinen Fingerknöcheln gegen seine Keule, und Golque erwiderte den traditionellen Gruß der Kämpfer. Ohne ein Wort miteinander zu sprechen, gingen sie nebeneinander durch den Wald. Zoquer war stolz darauf, Golques Freund zu sein, zumal er wußte, daß die anderen Männer ihn um diese Freundschaft beneideten.

Von allen Seiten tauchten jetzt Inkheads auf, die dem Versammlungsplatz zustrebten. Ab und zu erscholl der Ruf der großen Baumtrommel und trieb die Männer zur Eile an.

Zum erstenmal brach Golque das Schweigen.

„Vielleicht Kampf“, sagte er hoffnungsvoll.

Nachdem der Ältere die Unterhaltung eröffnet hatte, bestand für Zoquer kein Grund, noch länger zu schweigen. Ein wahrer Schwall abgehackter Sätze brach aus seinem Mund. Golque knurrte verständnisvoll, als er spürte, wie unternehmungslustig sein junger Freund war.

Der Wald brach abrupt ab, und die beiden Inkheads standen am Rand des

Versammlungsplatzes. Der Boden auf der großen Lichtung war von unzähligen Füßen festgestampft und so hart wie Beton. In der Mitte des Platzes lag ein alter ausgehöhlter Baumstamm, der in regelmäßigen Abständen von zwei Inkheads mit Keulen bearbeitet wurde. Über hundert Inkheads waren bereits eingetroffen, und sie sprachen grunzend und knurrend aufeinander ein. Es waren sämtlich Männer im Kampf alter, und Zoquer war glücklich, daß er zu ihnen gehörte.

Neben der großen Baumtrommel stand der Fremde.

Obwohl er fast zwei Meter groß war, wirkte er im Gegensatz zu den Inkheads schlank und zerbrechlich. Er war kurzbeinig. Seine langen Arme endeten in siebenfingrigen Händen. Der gesamte Körper des rätselhaften Wesens wurde von einem sehr zarten Pelz von blauer Farbe bedeckt. Der diskusförmige Kopf des Fremden saß auf einem dünnen, etwa zwanzig Zentimeter langen Hals. Wie es sich für ein gottähnliches Wesen gehörte, besaß der Fremde vier Augen, die so angeordnet waren, daß er in alle Richtungen blicken konnte, ohne sich bewegen zu müssen. Seltsamerweise befand sich die Öffnung zur Nahrungsaufnahme bei dem Fremden am oberen Ende der Schulterpartie in der Mitte des Körpers. Aus dem tief sitzenden Mund kam auch die Stimme.

Der Fremde trug Kleidungsstücke, die nach Zoquers Ansicht unpraktisch und unbequem waren.

Golque und Zoquer näherten sich dem Mittelpunkt des Versammlungsplatzes. Die Inkheads, die größtenteils bereits am Boden saßen und den Beginn der Versammlung abwarteten, machten bereitwillig Platz, um Golque und seinen jungen Begleiter durchzulassen. Zoquers Augen waren starr geradeaus gerichtet, seine Brust vor Stolz geschwellt. Sein Buckel glänzte dunkelblau.

Der Fremde beobachtete die Versammelten gelassen. Ein einziges Mal, so erzählte man sich, war er von einem Inkhead angegriffen worden. Ein heller Blitz hatte den Angreifer zurückgeschleudert und getötet.

Zoquer wußte nicht, ob er diese Geschichte glauben sollte. Das Geschehnis hatte sich zu einer Zeit zugetragen, da Zoquers Eltern noch gelebt hatten - und wer die Köpfe und Hände seiner Eltern nicht mit sich herumtrug, hatte kein Recht, den Versammlungen beizuwohnen.

Golque ließ sich mit der Gelassenheit, die er in den letzten Jahren erworben hatte, in unmittelbarer Nähe der Baumtrommel nieder und gab Zoquer ein Zeichen, es ihm gleichzutun.

Zoquer hatte das sichere Gefühl, daß der Fremde zu ihnen herüberblickte und sie beobachtete. Wenige Augenblicke später kam Stammhüter Quel-

Quelcko bot einen imposanten Anblick. Er war groß, und sein mächtiger Buckel schien ihn nach vorn zu beugen. Der Haarpelz, der seinen Körper bedeckte, war von schwarzgrauer Farbe. Anstelle eines Knüppels trug er eines jener wunderbaren Messer, die der Fremde an die Inkheads verschenkt hatte. Das Auftauchen des Stammhüters ließ alle Gespräche verstummen.

Quelcko blieb neben dem Fremden stehen und begrüßte ihn. Etwas von der Macht des Blaupelzes war auf Quelcko übergegangen, so daß in letzter Zeit niemand gewagt hatte, Quelcko die Position des Stammhüters streitig zu machen.

Quelcko zog sein Messer und warf es so fest, daß es vor ihm im Boden steckenblieb. Der Schaft zitterte.

Die Versammlung war eröffnet. Quelcko deutete auf den Fremden.

„Velare jetzt sprechen“, sagte er.

Der Fremde, der Velare hieß, trat einen Schritt vor. Er beherrschte die Sprache der Inkheads, aber er drückte sich mitunter so kompliziert aus, daß die Eingeborenen Mühe hatten, ihn zu verstehen.

„Heute Kampf“, sagte Velare und riß beide Arme hoch. „Heute große Insel angreifen.“

Das, was Velare sagte, war nach Zoquers Geschmack, und er grunzte beifällig. Bisher war es ihnen nicht gelungen, die Fremden von den Inseln zu vertreiben, aber Zoquer war sicher, daß die Eindringlinge einem weiteren Angriff nicht standhalten würden. Früher hatten die Inkheads die geheimnisvollen Wesen auf den Inseln nur angegriffen, um ihren Mut zu erproben. Erst Velare hatte den Inkheads begreiflich gemacht, daß diese fast völlig haarlosen Kreaturen die Feinde der Kontinentbewohner waren. Außerdem waren die Insulaner Ungläubige, die ihren Eltern nicht das Recht auf einen schnellen und schmerzlosen Tod

zugestanden.

„Heute Kriegsglück!“ rief Velare. „Alle Boote nehmen.“

Von allen Seiten klang zustimmendes Geheul auf. Die große Baumtrommel begann zu dröhnen. Die Nachricht vom bevorstehenden Kampf hallte durch den Wald.

Velare hob die Hand, und die Keulen, die die Trommel bearbeiteten, kamen zur Ruhe.

„Heute Feinde nicht kämpfen“, prophezeite er. „Viel Beute für Quelckos Stamm.“

Quelcko riß mit einem jauchzenden Schrei das Messer aus dem Boden und schwang es über seinen Kopf.

Wenige Minuten später waren alle kampffähigen Männer des Stammes zum Meerufer unterwegs, wo die primitiven Boote verankert waren.

Velare blieb zurück. Eine Zeitlang saß er völlig bewegungslos auf der großen Baumtrommel, dann schaltete er das Flugaggregat seiner Kampfkombination ein.

Er hob sich vom Boden ab und flog ein paar Kilometer über den Wald hinweg. Er landete in einer von Büschen bewachsenen Senke. Dort betrat er eine künstlich geschaffene Erdhöhle.

Er entledigte sich seiner schweren Kampfkombination. Nachdem er das getan hatte, ließ er sich an einem kleinen Tisch nieder und schaltete ein Aufnahmegerät mit einer Tonspule ein.

„Ich wage nicht zu funken, weil die Signale von dem terranischen Schiff im Aztran-System aufgefangen werden können“, sagte er ins Mikrophon. „Deshalb spreche ich einen vorläufigen Bericht auf Spule. Unser Plan scheint nach Wunsch zu verlaufen. Zwei terranische Raumfahrer sind auf Celanese angekommen. Ich habe die Inkheads zu einem weiteren Angriff auf die große Insel verleitet.“

Velare ließ die Spule zurücklaufen, um zu kontrollieren, ob sie fehlerfrei aufnahm. Dann fuhr er mit ruhiger Stimme fort: „Zweifellos werden die beiden Raumfahrer Zeugen des Kampfes zwischen den Celanesen und den Inkheads werden. Sobald die Verantwortlichen des Solaren Imperiums von der militärischen Auseinandersetzung erfahren, werden sie bestrebt sein, die Kolonie zu schließen. Dadurch hätten wir eine Kolonie des Gegners in unserem Heimatgebiet erobert, ohne einen Schuß abzugeben.“ Velare nickte zufrieden.

„Wir dürfen die Möglichkeit nicht ausschließen, daß die Kolonisten die beiden unangenehmen Zeugen während oder nach dem Kampf beseitigen“, sagte er nach einer Weile.

„Das würde jedoch nur ein Zeitgewinn für sie bedeuten, denn bei der Gründlichkeit der terranischen Behörde würden früher oder später Agenten auf Celanese-Insel eintreffen, um das Schicksal der beiden Männer zu ergründen. So, wie es im Augenblick aussieht, ist Celanese für das Solare Imperium verloren und kann früher oder später zu einem Stützpunkt der Blues ausgebaut werden.“

Velare konnte sich nicht verkneifen, noch hinzuzufügen: „Von unserer Seite aus würden natürlich keine Skrupel bestehen, die primitiven Inkheads sofort zu vernichten.“

Der Blue schaltete das Gerät ab und ließ sich auf seinen Sitz zurücksinken. Es würde ein paar Stunden dauern, bis die Boote Celanese-Insel erreichten.

Velare war auf die Reaktion der Kolonisten gespannt. Wenn sie sich zur Wehr setzten, würden die aufgehetzten Eingeborenen in die Häuser eindringen und alle erreichbaren Kolonisten erschlagen.

Je länger Velare nachdachte, desto sicherer war er, daß es im Plan der Blues keinen Fehler gab.

Celanese war die längste Zeit eine Kolonie des Solaren Imperiums gewesen.

5.

„Da kommen sie!“ sagte Botany Rascall, und sein ausgestreckter Arm deutete in Richtung der Straße. Er hatte die ganze Zeit am Fenster gestanden und hinausgeblickt. Dabei war Rascall kein Mann, der etwas auf Ahnungen gab. Ihn interessierten nur Tatsachen. Rascall fragte sich,

woher seine innere Unruhe kam. Wenn die Kolonie aufgelöst wurde und der Schwindel mit der Klinik herauskam, konnte er alle Schuld Groove Solomon in die Schuhe schieben. Doch daran wollte er jetzt noch nicht denken. Ihm lag viel mehr daran, Stellvertreter des Chefmediziners zu bleiben. In Solomons Reich war ihm ein angenehmes und sorgenfreies Leben garantiert. Seine gesamte Arbeit bestand darin, ein paar junge Männer zu drillen, bis sie als Praktizierende Mediziner geeignet waren. Ab und zu mußte er auch in die Stadt, um ein paar Kolonisten zur Räson zu bringen, die mit Solomons Herrschaft nicht einverstanden waren. Die Namen solcher Celanesen erfuhr er von Diahann Uggam und den anderen PM in der Stadt.

Rascall lächelte, wenn er an Diahann dachte. Er war verrückt nach ihr, aber er wagte es nicht, ihr das zu zeigen, weil er Gegenmaßnahmen Solomons befürchtete.

Rascall kniff die Augen zusammen. Vielleicht ergab sich eines Tages eine Gelegenheit.

Groove Solomon auszuschalten. In einem unbewachten Moment konnte man...

Botany Rascall zuckte zusammen, als ein Schatten über sein Gesicht fiel.

Vollkommen lautlos war Groove Solomon aufgestanden und stand nun neben ihm am Fenster.

Rascall lächelte verzerrt und deutete abermals auf die Straße hinab.

„Dort unten, Chefmediziner“, sagte er.

„Eifrig, eifrig“, sagte Solomon, und Rascall begriff sofort, daß das zynisch gemeinte Lob den beiden Raumfahrern von der CRUSADER galt. Offenbar hatte Solomon nicht damit gerechnet, daß die beiden Männer so schnell in der Klinik auftauchen würden.

Solomon ging vom Fenster weg und ließ sich vor der Sprechanlage nieder, über die er alle Räumlichkeiten der Klinik erreichen konnte.

„Hier spricht Solomon“, sagte er ruhig, „In wenigen Augenblicken werden unsere Gäste hier sein. Jeder weiß, was zu tun ist. Auf keinen Fall dürfen sie mehr sehen, als gut für uns ist.

Haltet sie von den Schießstätten und Übungsplätzen fern. Paßt auf, daß sie nicht an den getarnten Panzerwagen herumfummeln. Das wäre alles.“

„Sie sind schon im Vorhof“, sagte Rascall.

Solomon verließ das Zimmer ohne Hast. Als Rascall ihm folgen wollte, hob der Chefmediziner eine Hand.

„Sie bleiben hier“, sagte er. „Ich möchte nicht, daß Sie mit Ihrem Temperament einen Fehler begehen.“

Unwillkürlich errötete Botany Rascall. In Augenblicken wie diesem hatte er den Verdacht, daß Solomon ihn durchschaute.

„Was soll ich tun, wenn die beiden hier heraufkommen?“ fragte er.

„Nichts“, sagte Solomon. „Erklären Sie ihnen alles. Aber vergessen Sie nie, daß wir eine Schule sind, in der junge Kolonisten alles lernen können, was sie als Pioniere brauchen.“

Rascall nickte. Er kannte die Geschichte inzwischen auswendig. Die Celanesen, so würde man den Raumfahrern berichten, waren daran interessiert, früher oder später auch Lovesick, den zweiten Planeten der Sonne Aztran, zu kolonisieren. Um auf dieser Welt bestehen zu können, brauchte man harte und geschulte Menschen.

Solomon ging noch nicht hinaus.

„Rascall, haben Sie jemals über die Macht nachgedacht, die ich habe?“ fragte er.

Wie ein Tier, das eine Falle witterte, ging Rascall einen Schritt zurück. Die Röte, die gerade aus seinem Gesicht gewichen war, kehrte darin zurück.

„Nein“, brachte er hervor.

„Das sollten Sie aber“, sagte Groove Solomon ernst. Dann ging er hinaus.

Rascalls Magennerven arbeiteten heftig. Er ging mit unsicheren Schritten zum Fenster und riß es auf. Die kühle Luft tat ihm gut.

Groove Solomons Worte konnten nur eines bedeuten: Er kannte Botany Rascalls geheimste Pläne. Gleichzeitig waren diese Worte eine unmißverständliche Warnung an Rascalls Adresse gewesen, diese Pläne niemals auszuführen.

*

Brazos Surfât kletterte ächzend aus dem Wagen und blickte die Straße zurück, über die sie gekommen waren. Er warf Redhorse einen Blick zu.

„Diesmal ist sie uns nicht gefolgt“, sagte er.

„Enttäuscht?“ fragte der Cheyenne.

„Ja“, gestand Surfât. Er drehte sich um. „Dieser Gebäudekomplex erinnert tatsächlich an eine Festung. Ich frage mich, gegen wen die Schule verteidigt werden soll.“

„Vielleicht ist es keine Schule“, meinte Redhorse.

Niemand kam ihnen entgegen. Redhorse ahnte, daß sie beobachtet wurden. Wahrscheinlich ging es hier sonst nicht so ruhig zu. Der Leutnant schätzte, daß in der Schule ein paar hundert Kolonisten lebten.

„Wenn man solche Gebäude sieht, fragt man sich, ob es richtig ist, daß wir alle Kolonisten nach ihren Ideen glücklich werden lassen“, sagte Surfât. „Schließlich wurde auch die Kolonie auf Celanese mit Mitteln errichtet, die aus der Kolonialkasse kommen.“

„Wir sind keine Politiker“, sagte Redhorse. „Solange Perry Rhodan Großadministrator ist, wird sich jedoch in dieser Beziehung nichts ändern. Er gibt allen Kolonisten Gelegenheit, sich in ihrer neuen Umgebung nach Belieben zu entfalten.“

„Was dabei herauskommen kann, haben wir im Eugaul-System erlebt“, sagte Surfât. „Es hätte nicht viel gefehlt, und die Plophoser hätten ihre eigene Mutterwelterobert.“

„Sie waren damals schon bei der Flotte?“

„Ja“, sagte Surfât. „Wenn Sie's interessiert, erzähle ich Ihnen die Geschichte, wie ich allein gegen sechsendreißig Plophoser...“

„Hören Sie auf, Korporal“, Redhorse hob abwehrend beide Arme. „Sie sind ein Schwindler.“ Sie gingen nebeneinander auf den Eingang zu. Hinter der Tür saß ein Mann und blickte ihnen entgegen.

„Guten Tag“, sagte Redhorse. „Wir sind die beiden Männer von der CRUSADER.“

Wahrscheinlich ist die Nachricht von unserer Ankunft bereits bis hierher vorgedrungen. Wir möchten uns die Schule ansehen. Bitte benachrichtigen Sie den Direktor oder wer immer die Schule leitet.“

„Ich bin der Hausmeister“, sagte der Mann und erhob sich. „Mein Name ist Pompeau Rigaud.“

Er betrachtete Redhorse und Surfât mit mäßigem Interesse.

„Ich werde Mr. Solomon rufen“, kündigte er an. Er drehte sich um und blickte in Richtung zur Treppe. „Äh, da kommt er schon.“

Redhorse sah einen großen und schweren Mann auf sich zukommen. Solomon trug einen formlosen Anzug. Sein Gesicht wirkte feierlich, fast traurig. Jede seiner Bewegungen vermittelte den Eindruck körperlicher Stärke. Solomon war zweifellos der imponierendste Mann, den Redhorse bisher auf Celanese-Insel kennengelernt hatte.

„Pompeau!“ rief Solomon mit lauter Stimme. „Warum haben Sie die beiden Herren nicht gebeten, inzwischen Platz zu nehmen?“ Er lächelte verbindlich, als er Redhorse und Surfât die Hand gab und seinen Namen nannte. Dann deutete er einladend auf die Sessel in der Vorhalle.

„Ich bin froh, daß Sie auch dieser Schule einen Besuch abstatten“, sagte er. „Es wäre schade gewesen, wenn Sie Celanese verlassen hätten, ohne sie kennenzulernen.“

Brazos Surfât ließ sich in einen Sessel sinken, Redhorse und Solomon blieben stehen.

Pompeau Rigaud hatte wieder seinen Platz eingenommen. Es war Solomon nicht anzumerken, ob er es lieber gesehen hätte, wenn Redhorse sich ebenfalls gesetzt hätte.

„Was für eine Art von Schule ist das hier?“ wollte Redhorse wissen. „Erzählen Sie uns ein bißchen darüber.“

Die großen Hände Solomons bewegten sich.

„Wir Celanesen sind ziemlich ehrgeizig“, sagte er. „Es ist unser Ziel, in absehbarer Zeit den zweiten Planeten dieses Systems zu kolonisieren. Er heißt Lovesick. Wir können nur Menschen dorthin schicken, die eine Spezialausbildung genossen haben.“

„Normalerweise besteht doch überhaupt kein Grund für Sie, Lovesick zu erobern“, meinte Redhorse. „Celanese bietet Ihnen alle Möglichkeiten, die Sie sich nur wünschen können.“ Solomon lachte dröhnend.

„Wenn man die Sache so betrachtet, haben Sie natürlich recht“, gab er zu. „Aber Sie wissen ja, daß die Mitglieder einer jeden Kolonie daran interessiert sind, ihren Planeten aufzuwerten. Wir Celanesen meinen, daß es eine Bestätigung unserer Fähigkeiten bedeutet, wenn wir auf Lovesick eine kleine Station errichten. Wir haben bereits einen Satelliten bei den Galaktischen Händlern gekauft, um Lovesick genau beobachten zu können.“

Die beiläufige Erwähnung des Satelliten war ein geschickter Schachzug. Redhorse war überzeugt davon, daß Groove Solomon auf Celanese-Insel eine führende Rolle spielte. Er war außerordentlich intelligent und besaß das Selbstbewußtsein einer großen Persönlichkeit. „Es gibt natürlich noch einen zweiten Grund, warum wir an Lovesick interessiert sind“, fuhr Solomon fort. „Eines Tages wird die Insel zu klein für uns sein, und wir müssen uns ausdehnen.“

„Zwei große Kontinente stehen Ihnen offen“, erinnerte Redhorse.

„Und die Inkheads?“

„Ich habe den Bericht über die Eingeborenen gelesen“, sagte Redhorse. „Es scheint festzustehen, daß diese Wesen in ihrer Entwicklung stagnieren. Sie werden in ein paar Jahrzehnten ausgestorben sein.“

„Ergebnisse solcher Forschungen können trügen“, sagte Solomon. „Was sollen wir tun, wenn es sich herausstellt, daß die Inkheads einen Aufschwung erleben? Dann *brauchen* wir Lovesick.“

Alles, was Solomon sagte, klang überzeugend. Zumindest schien der große Mann von seinen Worten überzeugt zu sein. Gab es für Groove Solomon oder einen anderen Kolonisten Gründe, mit den Blues gemeinsame Sache zu machen?

Don Redhorse gab sich einen Ruck.

„Ich will offen mit Ihnen sprechen“, sagte er entschlossen. „Es besteht der Verdacht, daß sich auf Celanese-Insel Blues aufhalten. Das Kolonialamt befürchtet, daß die Celanesen Beziehungen zu Feinden des Solaren Imperiums haben.“

In Solomons großflächigem Gesicht begann es zu arbeiten. Er schob trotzig sein Kinn nach vorn.

„Wer ist auf diese lächerliche Idee gekommen?“ stieß er schließlich hervor.

„Regen Sie sich nicht auf“, sagte Redhorse besänftigend. „Es ist schließlich nur ein Verdacht. Es sind viele Dinge zusammengekommen. In erster Linie hat die Haltung der Celanesen dafür gesorgt, daß das Kolonialamt sich Gedanken machte.“

„Wir möchten unabhängig sein“, sagte Solomon gepreßt. „Es gefällt uns nicht, bevormundet zu werden.“

„Dafür habe ich persönlich großes Verständnis“, erwiderte Redhorse. „Gerüchte verbreiten sich schnell, Mr. Solomon. Verschiedene Kurgäste haben Geschichten erzählt. Und ist es nicht eine Tatsache, daß Menschen, die im Sanatorium auf Celanese-Insel Erholung suchen, von der Stadt ferngehalten werden?“

Solomon ließ sich in einen Sessel fallen und strich mit einer Hand über seine Stirn. Er lächelte.

„Es ist richtig“, sagte er. „Wir haben es nicht gern, daß die Kurgäste in die Stadt kommen. Aber das geschieht im Interesse der Erholungssuchenden. Wir wollen nur vermeiden, daß sie beschimpft werden von Kolonisten, die nicht gut auf Terra zu sprechen sind.“

Redhorse erkannte, daß er Solomon mit Worten nicht beikommen konnte.

„Einer der Kurgäste hat Schüsse gehört, die aus Richtung dieser Schule gekommen sind“,

sagte der Cheyenne beiläufig.

„Schüsse?“ wiederholte Solomon. „Wir zeigen unseren Schülern ab und zu, wie eine Sprengung durchgeführt wird. Wahrscheinlich hat man das drüben im Sanatorium gehört.“

„Ich wundere mich, daß es auf Celanese genügend Spezialisten gibt, um den Unterricht interessant und erfolgreich zu gestalten“, mischte sich Brazos Surfath ein.

„Ja, wir haben eine Anzahl fähiger Lehrer“, sagte Groove Solomon.

„Ich habe noch eine Frage“, sagte Redhorse. „Kennen Sie ein Mädchen, das Diahann Uggam heißt? Hat sie vielleicht diese Schule besucht?“

„Ja, natürlich“, erwiderte Solomon. „Sie war zwei Jahre hier.“

„Sie spioniert uns nach.“

„Das traue ich ihr zu“, sagte Solomon.

„Sie ist uns überallhin gefolgt - nur nicht hierher“, sagte Redhorse hartnäckig. „Muß man unter diesen Umständen nicht vermuten, daß Sie das Mädchen beauftragt haben, uns zu beobachten?“

Solomon stand auf. Mit seiner mächtigen Figur schien er den Raum auszufüllen.

„Ich verüble Ihnen diese Beschuldigung nicht“, sagte er ruhig. „Für mich gibt es keinen Grund, Sie beobachten zu lassen. Hätte ich wirklich Interesse daran, über Ihre jeweiligen Schritte informiert zu werden, würde ich bestimmt kein Mädchen zu Ihnen schicken.“ Er deutete eine Verbeugung an. „Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen? Ich habe zu tun. Mr. Rigaud wird Sie gern herumführen. Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Aufenthalt in unserer Kolonie.“

Er ging davon.

„Junge, Junge“, murmelte Brazos Surfath. „Der hat ganz schön Dampf abgelassen.“

Redhorse nickte nachdenklich.

„Wie gefällt er Ihnen?“

„Solomon?“ Brazos Surfath zuckte mit den Schultern. „Er sieht aus wie ein alter Büffel, aber ich glaube, er ist glatt wie eine Schlange. Er hatte für alles eine passende Antwort parat.“

Redhorse ging zum Empfang. Pompeau Rigaud sah ihm abwartend entgegen.

„Zeigen Sie uns bitte die Schule“, sagte Redhorse. „Ich bin daran interessiert, wie der Unterricht vonstatten geht.“

Rigaud verschloß sorgfältig alle Schränke, bevor er seinen Raum verließ.

„Ich zeige Ihnen zuerst die Unterrichtsräume“, sagte er.

„Was halten Sie vom Sinn dieser Schule?“ fragte Redhorse. „Glauben Sie wirklich, daß die Celanesen eines Tages auch Lovesick besiedeln werden?“

„Ich glaube gar nichts“, sagte Rigaud gleichgültig. „Ich bin der Hausmeister. Warum sollte ich mir über Dinge Gedanken machen, die mich überhaupt nicht interessieren?“

„Sie würden also nicht nach Lovesick gehen?“

„Der einzige Planet, der mich interessiert, ist die Erde“, sagte Rigaud. „Ich bin zwar auf Celanese geboren, aber ich möchte einmal in meinem Leben die Erde sehen.“

Aus irgendeinem Grund war Redhorse davon überzeugt, daß dieser Mann log, daß er sich absichtlich dumm stellte. Aber warum? Was wollten Solomon und sein Hausmeister verbergen? Es war doch nicht nötig, eine solche Schule zu errichten, um die Anwesenheit einiger Blues zu verheimlichen?

„Suchen Sie nach Zusammenhängen, Sir?“ fragte Surfath leise.

„Ja“, stimmte Redhorse zu. „Ich kann jedoch keine finden.“

Rigaud führte sie die Treppe hinauf zum ersten Unterrichtsraum. Etwa zwanzig junge Männer und Frauen lauschten den Worten eines großgewachsenen Mannes mit grauen Haaren, der ihnen erläuterte, wie man eine Nacht in eisiger Kälte im Freien überleben konnte. Redhorse wartete geduldig. Der Mann schilderte, wie man Straßen vor Schneewehen schützen und Erfrierungen behandeln mußte. Er nahm von Redhorse und Surfath keinerlei Notiz.

Im nächsten Unterrichtsraum wurden ein paar junge Männer mit Atemmasken starken

körperlichen Belastungen ausgesetzt. Auf einem Tisch stand das Modell eines Allzweckfahrzeugs, wie sie bei der Eroberung von lebensfeindlichen Planeten eingesetzt wurden.

Obwohl es so aussah, als wollten die Celanesen Lovesick unter allen Umständen erobern, wurde Redhorse immer mißtrauischer. Er hatte das Gefühl, daß man über Surfath und ihn lachte, kaum daß sie sich umgedreht und die Unterrichtsräume verlassen hatten. Zweifellos war dieses Gebäude eine Schule - aber wurde hier wirklich nur gelehrt, wie man auf der Oberfläche eines ungastlichen Planeten überleben konnte?

Rigaud wollte die Tür zum nächsten Raum öffnen, aber Redhorse legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Das genügt“, sagte er. „Vielleicht können Sie mir das Zimmer zeigen, in dem das Unterrichtsmaterial aufbewahrt wird.“

Rigaud brummte zustimmend und führte sie durch einen halbdunklen Gang, an dessen Ende er eine Tür aufstieß. Redhorse und Surfath konnten in einen großen Saal blicken, der mit verschiedenartigen Gegenständen angefüllt war. Außerdem gab es zahlreiche Regale mit Büchern, Farbtafeln und Filmkassetten.

„Sie können sich gern umsehen“, sagte Rigaud.

Redhorse kam sich hilflos vor. Er wußte, daß er nichts Verdächtiges finden würde, auch wenn er mit Surfath den gesamten Raum untersuchte. Er fragte sich, ob er Major Cudy über Funk anrufen und ihn um Rat bitten sollte. Noch im gleichen Augenblick verwarf er diesen Gedanken. Diese Blöße wollte er sich nicht geben. Außerdem hatte er noch vier Tage Zeit. Er wandte sich wieder an Pompeau Rigaud.

„Was befindet sich in den anderen Räumen?“ fragte er.

„Die meisten Schüler wohnen hier bei uns“, sagte Rigaud. „Die Schule ist aufgeteilt in Unterrichts-, Lager- und Wohnräume. Unten sind noch ein paar Garagen. Hinter der Schule befindet sich ein großer Übungsplatz.“

Die von Solomon geleitete Schule war zwar für eine Kolonie wie Celanese ungewöhnlich, aber es passierte offenbar nichts, was dem Kolonialamt Gelegenheit zum Eingreifen geben konnte.

„Was meinen Sie, Brazos, sehen wir uns noch den Übungsplatz an?“ wandte sich Redhorse an den Korporal.

„Ich habe schon wundere Füße“, beklagte sich Surfath wehleidig. „Aber dadurch werden Sie sich wahrscheinlich nicht aufhalten lassen.“

*

Als Groove Solomon in sein Büro zurückkehrte, stand Botany Rascall am Fenster und blickte nachdenklich hinaus. Er wandte sich um, als er Solomon eintreten hörte. In seinem Gesicht drückte sich Erstaunen aus.

„Sie sind schon zurück?“ fragte er. „Wollten sich die beiden Männer nicht in der Schule umsehen?“

„Rigaud führt sie herum“, sagte Solomon.

„Rigaud?“ wiederholte Rascall ungläubig. „Ich habe keine ruhige Minute, solange dieser Trottel mit den Raumfahrern in der Klinik herumläuft.“

„Rigaud ist kein Trottel“, entgegnete Solomon scharf. „Außerdem sollten Sie die Bezeichnung Klinik für dieses Gebäude vorläufig aus Ihrem Gedächtnis verbannen.“

„Haben Sie mit den Kerlen gesprochen?“ fragte Rascall ungeduldig.

„Natürlich“, antwortete Solomon gedehnt.

Es bereitete ihm Vergnügen, Botany Rascall im Ungewissen zu lassen. Rascall hatte eine kleine Lektion verdient. Schließlich war es Rascall, der sich nicht länger beherrschen konnte und erregt fragte: „Was wollen sie hier?“

Solomon nahm Platz und legte seine Hände flach auf den Schreibtisch.

„Was sollen sie schon wollen?“ fragte er. „Sie suchen nach Blues.“

Botany Rascall wurde blaß.

„Sie wissen also ...“

„Sie wissen überhaupt nichts“, fiel Solomon ihm ins Wort. „Und sie werden auch nichts erfahren, wenn wir weiterhin vorsichtig sind.“

„Irgend jemand aus der Stadt wird reden“, prophezeite Rascall düster.“

„Na und?“ Solomon blieb gelassen. „Niemand in der Stadt hat einen Blue gesehen.“

„Aber man wird den Raumfahrern erzählen, daß es auf Celanese-Insel eine Klinik gibt, die keine ist, und daß hier eine Gruppe von Kolonisten, die sich Praktizierende Mediziner nennen, die Macht an sich gerissen hat.“

„Eine solche Geschichte wird in den Ohren von Leutnant Don Redhorse höchst unglaublich klingen“, sagte Solomon. „Sofern überhaupt jemand den Mut hat, sie ihm zu erzählen.“

Rascall holte tief Luft. Er wünschte, er hätte so ruhig bleiben können wie Groove Solomon. In Gedanken sah er die beiden Terraner in Begleitung von Pompeau Rigaud in der Klinik herumschnüffeln. Solange sie hier waren, bestand die Gefahr, daß sie etwas entdeckten. Groove Solomon öffnete eine Seitenklappe seines Schreibtischs und begann zu arbeiten. Rascall starrte wütend auf den breiten Rücken des Chefmediziners.

„Was soll ich inzwischen tun?“ fragte er aggressiv.

Solomon hob den Kopf. Er bedachte seinen Stellvertreter mit einem gleichgültigen Blick.

„Wir müssen jetzt warten, bis Redhorse und Surfak verschwunden sind“, sagte er. „Dann kann der normale Tagesablauf weitergehen.“

Die Untätigkeit war für Botany Rascall schlimmer als alles andere. Jetzt bedauerte er, daß er nicht als „Lehrer“ in einem Unterrichtsraum aufgetreten war.

Die Sprechanlage auf Solomons Tisch summt. Der Chefmediziner schaltete das Gerät ein.

„Hier ist Greymor, Chefmediziner“, sagte eine männliche Stimme. „Ich spreche von der Küste aus.“

„Das ist ein ungünstiger Zeitpunkt, Greymor“, antwortete Solomon. „Melden Sie sich später wieder. Wir haben zwei unangenehme Gäste im Haus.“

„Das, was ich zu berichten habe, duldet keinen Aufschub“, sagte Greymor. „Etwa hundert Boote nähern sich der Insel.“

Rascall, der jedes einzelne Wort verstehen konnte, stürmte mit bestürztem Gesichtsausdruck auf die Tür zu.

„Hiergeblieben!“ Solomons Ruf klang wie ein Peitschenknall.

„Aber wir müssen mit ein paar Wagen zum Strand“, ereiferte sich Rascall. „Wir müssen die Inkheads aufhalten, bevor sie in die Stadt kommen.“

„Was, glauben Sie, würde geschehen, wenn Sie jetzt mit ein paar vollbesetzten Kampfwagen losfahren?“ fragte Solomon. „Redhorse und Surfak würden Ihnen folgen.“

Rascall biß sich auf die Unterlippe. Er wußte, daß Solomon recht hatte. Trotzdem mußten sie etwas unternehmen.

„Wieviel Boote sind es, Greymor?“ fragte Solomon.

„Mindestens hundert, wie ich schon sagte“, berichtete der Praktizierende Mediziner erregt.

Greymor hielt an der Küste Wache, um immer rechtzeitig Meldung machen zu können, wenn die Inkheads auftauchten.

„Wann werden die Eingeborenen die Küste erreicht haben?“ wollte Solomon wissen.

„In einer halben Stunde“, antwortete Greymor. „Es wird Zeit, daß Sie ein paar Wagen und Männer schicken.“

Solomon sah Rascall an.

„Das ist unmöglich“, sagte er dann ins Mikrophon. „Solange Redhorse und Surfak von der CRUSADER hier sind, können wir nicht eingreifen.“

Eine Weile blieb es still, und Solomon konnte sich vorstellen, wie Greymor bestürzt aufs Meer hinausblickte, wo sich die Boote der Inkheads näherten.

„Sie werden zwei Stunden nach der Landung in der Stadt sein“, sagte Greymor. „Dann werden die Kolonisten in einen erbarmungslosen Kampf verwickelt. Wie wollen Sie das vor den Terranern verheimlichen?“

„Wieviel PM sind im Augenblick in der Stadt?“ wandte sich Solomon an Rascall.

Botany Rascall hob eine Hand und spreizte die Finger.

„Ich schicke Ihnen fünf PM, Greymor“, sagte Solomon ins Mikrophon.

„Zu sechst können wir die Inkheads nicht aufhalten“, sagte Greymor.

„Setzen Sie alle verfügbaren Waffen ein“, sagte Solomon hart.

Sie konnten Greymor schlucken hören.

„Sollen wir vielleicht ein Blutbad veranstalten?“ fragte er.

„Die Inkheads dürfen unter keinen Umständen bis in die Stadt vordringen“, antwortete Solomon. „Sie müssen aufgehalten werden.“ Er schaltete das Gerät ab und lehnte sich zurück.

„Diahann Uggam gehört zu den fünf Praktizierenden Medizinern, die sich in der Stadt aufhalten“, sagte Botany Rascall.

„Ich weiß“, Solomon bewegte sich nicht. „Wollen Sie das Mädchen vielleicht veranlassen, die Inkheads wie Tiere zu erschießen?“

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie eine bessere Idee haben“, sagte Solomon verächtlich. Rascall ließ den Kopf sinken. Sie konnten nur hoffen, daß Redhorse und Surfath die Klinik rechtzeitig verließen, damit sie ein paar Wagen an die Küste schicken konnten. Bisher war es ihnen fast immer gelungen, die Inkheads zurückzuschlagen. Es war fast zwei Jahrzehnte her, daß die Eingeborenen zum letztenmal bis in die Stadt vorgedrungen waren. Bei diesem Überfall waren die Eltern von Diahann Uggam getötet worden. Danach hatte Solomon eine Wachstation an der Küste errichtet, so daß man die Inkheads bereits am Meer zurückschlagen konnte.

Ausgerechnet jetzt griffen die Inkheads wieder an. Botany Rascall war froh, daß er keine Entscheidungen zu treffen brauchte.

„Benachrichtigen Sie alle PM, die sich in der Stadt aufhalten, daß sie sofort zur Küste fahren sollen“, unterbrach Solomons Stimme Rascalls Gedanken.

Rascall nickte bedächtig. Offenbar brachte Solomon es nicht fertig, diesen Befehl persönlich zu übermitteln. Der Chefmediziner erhob sich und trat ans Fenster. Unten im Hof stand noch immer Kral's Wagen, mit dem Redhorse und Surfath gekommen waren. Es konnte noch Stunden dauern, bis die Raumfahrer wieder in die Stadt zurückkehrten.

„Ich könnte mir vorstellen, daß es keinen Verdacht erwecken würde, wenn ein paar Männer jetzt schon losfahren würden“, sagte Botany Rascall.

„Ja“, nickte Solomon. „Veranlassen Sie das. Es muß jedoch so unauffällig geschehen, daß die beiden Schnüffler nicht mißtrauisch werden und hinterherfahren.“

Froh, daß er endlich eine Aufgabe hatte, ließ Rascall sich an der Funkanlage nieder. Zuerst rief er die PM in der Stadt.

*

Der *Whistler* hinterließ eine breite Spur im Sand. Diahann Uggam hatte die Straße verlassen und steuerte ihren Wagen über das flache Land der Küste entgegen. In einer Entfernung von mehreren hundert Metern sah sie einen zweiten Wagen in Richtung des Meeres fahren. Auch er war von einem PM besetzt. Obwohl Botany Rascall seinen Befehl nicht begründet hatte, glaubte Diahann zu wissen, warum sie zur Küste unterwegs war. Haß stieg in ihr auf, wenn sie an die Inkheads dachte. Diese Wesen verschuldeten „den Tod ihrer Eltern. Diahann wußte nicht genau, was sich damals in der Stadt abgespielt hatte, aber das Schweigen der Augenzeugen bewies Diahann, daß ihre Eltern einen schrecklichen Tod erlitten hatten.

Diahann warf einen Blick auf das Schnellfeuergewehr auf dem Nebensitz. Sie würde nicht davor zurückschrecken, auf einen Inkhead zu schießen. Sie bezweifelte jedoch, daß sie dazu Gelegenheit bekommen würde, denn wenn Rascall in Solomons Auftrag nur fünf PM an die Küste schickte, war wahrscheinlich nur ein Kundschafterboot der Eingeborenen aufgetaucht. In Richtung zum Meer fiel das Land leicht ab, und Diahann erreichte jetzt einen Punkt, von dem aus sie das Meer sehen konnte.

Diahann stieß einen überraschten Ruf aus und trat scharf auf die Bremse. Sie schätzte, daß mindestens zweihundert Eingeborene damit beschäftigt waren, ihre Boote an Land zu ziehen und festzumachen. Das kleine Gebäude, in dem Greymor abwechselnd mit anderen Praktizierenden Medizinern Wache hielt, stand in Flammen. Von Greymor war nichts zu sehen. Zwei andere Wagen standen zwischen Diahanns *Whistler* und den Eingeborenen. Die Fahrer hatten sich aufgerichtet und blickten zum Meerufer.

Diahann schaltete ihr Funksprechgerät ein und rief die Klinik.

Botany Rascall meldete sich.

„Rascall, sagen Sie Solomon, daß wir es mit einem Großangriff zu tun haben. Am Strand tummeln sich zweihundert Eingeborene. Sie haben unsere Wachstation angezündet. Von Greymor ist nichts zu sehen.“

„Das alles weiß der Chefmediziner bereits“, sagte Rascall.

„Dann wird es Zeit, daß Solomon etwas unternimmt“, sagte Diahann wütend.

„Ein Wagen mit sechs Männern ist unterwegs“, antwortete Rascall.

„Sechs Männer!“ stieß Diahann hervor.

„Ihr seid gut bewaffnet“, sagte Rascall. „Wenn ihr aufpaßt, werdet ihr auch allein mit den Eingeborenen fertig.“

Diahann schloß die Augen. In einer kurzen Vision sah sie sich mit dem Schnellfeuergewehr auf eine große Gruppe Inkheads schießen. Plötzlich bezweifelte sie, ob ihr Haß groß genug war, um so etwas zu tun.

„Diahann!“ Das war Solomons Stimme. „Hör zu! Wir können nicht weg, weil die beiden Kerle von der CRUSADER noch hier sind. Trotzdem muß verhindert werden, daß die Inkheads die Stadt erreichen. Du weißt, daß wir Krieg mit den Eingeborenen haben.“

„Wir müssen sie alle töten, Groove“, sagte Diahann langsam. „Wir sind zu wenig, um sie mit Schockwaffen zurückzuschlagen.“

„Es sind Inkheads“, sagte Solomon rauh. „Tötet sie und begrabt sie und ihre Boote im Sand.“ Die Verbindung brach ab. Diahann saß regungslos hinter dem Steuer. Allmählich kam ihr zu Bewußtsein, welch ungeheuerliche Tat Groove Solomon von ihr und den anderen verlangte. Der Tod von zweihundert Kriegern hätte das Ende der Inkheads bedeutet. Von einem solchen Schlag würden sich die Eingeborenen nicht mehr erholen. Alles in Diahann sträubte sich dagegen, sich daran zu beteiligen, wenn ein ganzes Volk innerhalb von Minuten praktisch ausgerottet werden sollte. Vielleicht wollte Solomon das sogar erreichen. Diahann wurde den Verdacht nicht los, daß der Chefmediziner die Anwesenheit zweier Terraner als Vorwand benutzte, um das Problem der Inkheads für alle Zeiten zu lösen.

Diahann nahm den Fuß von der Bremse und fuhr langsam weiter. Plötzlich hörte sie Motorengeräusche. Sie wandte den Kopf und sah einen anderen Wagen unmittelbar hinter sich. Am Steuer saß Rown Enowsy, ein Praktizierende Mediziner, der sich ebenfalls in der Stadt aufgehalten hatte.

Enowsy winkte mit einer Hand.

„Diesmal erledigen wir sie!“ schrie Enowsy, und sein breites Gesicht verzerrte sich zu einem häßlichen Lachen.

Diahann zuckte zusammen und fuhr mit starr geradeaus gerichteten Blicken weiter. Sie wußte, daß Rown Enowsy ein brutaler Mann war, der sich keine Gedanken darüber machte, was er im Auftrag Solomons tat. Vor zwei Jahren hatte Enowsy mitten auf der Straße einen Mann erschossen, der zu einer Demonstration gegen Barkin Kral aufgerufen hatte.

Dieses Unternehmen gegen die Inkheads war so richtig nach Enowsys Geschmack, dachte Diahann angewidert.

Gemeinsam mit Enowsy erreichte Diahann die beiden anderen Wagen. Die Praktizierenden Mediziner Unstock und Bukka saßen in diesen Fahrzeugen. Sie hielten ihre Schnellfeuergewehre bereit. Jetzt fehlte nur noch Badrewski.

Rown Enowsy sprang aus seinem Wagen und blickte sich um.

„Wo ist Greymor?“ fragte er.

Unstock deutete mit dem Lauf seines Gewehrs zum Strand.

„Er war zu unvorsichtig. Die Eingeborenen haben ihn mit einer Schleuder getroffen. Wir wissen nicht, ob er noch am Leben ist. Die Inkheads haben ihn in eines der Boote gelegt.“

Enowsy schüttelte drohend sein Gewehr.

„Wir müssen uns darüber klar werden, wie wir vorgehen wollen“, sagte Bukka. „Greifen wir sie an, oder warten wir, bis sie hierher kommen?“

„Ich schlage vor, daß wir warten“, sagte Unstock. „Dann können wir unsere Wagen als Deckung benutzen. Die einzige gefährliche Waffe der Inkheads sind ihre Schleudern. Wenn wir hinter den Wagen liegen, können wir sie in ein paar Minuten erledigen.“

Enowsy stapfte auf Diahanns *Whistler* zu und lehnte sich mit einem Arm auf das Dach. Er blickte zu Diahann hinein.

„Was meinst du, Diahann?“ fragte er.

Als sie nicht antwortete, öffnete Enowsy die Tür ihres Wagens und wollte nach ihrem Arm greifen.

„Faß mich nicht an!“ schrie sie und beugte sich zurück.

Enowsy fuhr so schnell zurück, daß er sich den Kopf am Wagendach anstieß. Er blinzelte verwirrt. Diahann ergriff ihre Waffe und sprang ins Freie. Sie stellte sich so, daß sie Enowsy, Bukka und Unstock gleichzeitig mit ihrem Gewehr bedrohen konnte.

„Hört zu!“ sagte sie zu den Männern. „Wir werden überhaupt nichts unternehmen. Wenn Solomon keine Verstärkung schickt, soll er zusehen, wie er mit der Sache fertig wird.“

Auf Enowsys Gesicht erschien ein unsicheres Lächeln. Bukka und Unstock blickten Diahann ungläubig an. Die Situation erschien Diahann unwirklich, aber nun, da sie begonnen hatte, ihre Ansicht durchzusetzen, wollte sie nicht mehr zurück.

„Es kommt noch ein Wagen mit sechs Männern“, sagte Bukka schließlich.

„Ich weiß“, sagte Diahann. „Aber auch wenn wir zu elft sind, haben wir keine andere Wahl, als die Inkheads zu ermorden.“

Unstock machte einen Schritt auf das Mädchen zu.

„Du verkennst die Situation“, sagte er gedehnt. „Wenn wir die Eingeborenen nicht aufhalten, marschieren sie zur Stadt und töten viele Kolonisten. Die Kolonisten sind nicht bewaffnet.“

„Ja, ich weiß“, stimmte Diahann zu. „Nur die PM dürfen Waffen tragen.“

„Dann ist ja alles klar“, sagte Unstock lächelnd. „Wenn wir verhindern wollen, daß ein paar Kolonisten sterben, müssen wir die Inkheads an ihrem Vorhaben hindern. Schließlich sind sie es, die angreifen.“

Diahann wünschte, das Problem wäre so einfach gewesen, wie Unstock es darstellte.

Natürlich waren die Inkheads die Angreifer, aber bisher hatte sich niemand auf Celanese-Island auch nur bemüht, mit den Eingeborenen Frieden zu schließen. Niemand wußte, warum die Inkheads sich überhaupt der Mühe unterzogen, mit ihren Booten vom Kontinent herüberzukommen, obwohl ihnen dort alles zur Verfügung stand, was sie zu ihrem primitiven Leben brauchten.

Außerdem hielt Diahann es für die Pflicht des geistig Überlegenen, die Vernichtung eines Gegners nach Möglichkeit zu verhindern. Aber es war sinnlos, wenn sie versuchte, Enowsy und die beiden anderen mit solchen Argumenten zu überzeugen.

Es gab nur ein Argument, das seine Wirkung auf die drei Männer nicht verfehlen würde.

Diahann hob unmißverständlich ihre Waffe.

„Wir unternehmen nichts“, sagte sie fest. „Wir fahren gemeinsam zur Stadt zurück und warnen die Kolonisten. Wenn sie sich in ihren Häusern verbarrikadieren, kann nicht viel passieren.“

„Und die Kolonie?“ fragte Unstock. „Was geschieht mit uns, wenn die beiden Terraner beobachten, wie eine Horde Wilder in der Stadt herumtobt?“

Motorengeräusch entthob Diahann einer Antwort. Badrewnski traf ein. Er parkte seinen Wagen neben den anderen und sprang heraus. Er war ein kleiner dunkelhäutiger Mann mit einem narbigen Gesicht. Verwirrt blickte er von Diahann zu den anderen.

„Was ist denn hier los?“ fragte er. „Ich dachte, ihr hättet schon tüchtig aufgeräumt.“

„Hier wird nicht aufgeräumt“, sagte Diahann. „Geh zu den anderen und verhalte dich ruhig.“ Badrewnski wischte sich über das Gesicht. Er zuckte hilflos mit den Achseln.

„Ich verstehe überhaupt nichts“, sagte er. „Diahann, willst du nicht..“

„Still!“ zischte sie. „Ihr steigt jetzt alle in Bukkas Wagen. Die Waffen bleiben hier. Ich sammle sie ein, damit sie den Inkheads nicht in die Hände fallen. Dann fährt Bukka fort. Ich folge euch. Macht keine Dummheiten, sonst schieße ich ein paar Löcher in Bukkas Wagen, und ihr könnt zusehen, wie ihr ohne Waffen mit zweihundert Inkheads fertig werdet.“

Die Männer blickten sie betroffen an. Enowsy scharrte mit den Füßen im Sand.

„Solomon wird dich dafür in Stücke reißen“, prophezeite er. „Das läßt er auch dir nicht durchgehen.“

„Das laß nur meine Sorge sein“, sagte Diahann. „Los jetzt, in Bukkas Wagen.“

Die vier Praktizierenden Mediziner spürten die Entschlossenheit des Mädchens und stiegen in Bukkas Fahrzeug. Ihre Waffen ließen sie zurück. Diahann sammelte sie ein und brachte sie in den *Whistler*.

Sie gab Bukka einen Wink.

„Losfahren!“ befahl sie.

„Willst du dir die Sache nicht noch einmal überlegen?“ machte Badrewnski noch einen Versuch. „Es ist doch vollkommen unsinnig, was du jetzt tust.“

Diahann antwortete nicht. Sie wußte, daß sie ihre Entschlossenheit verlieren würde, wenn sie sich auf Diskussionen einließ. Ihre Hände zitterten, als sie wieder in ihrem Wagen saß und die Funkanlage einschaltete. Es dauerte kurze Zeit, bis Rascall sich meldete.

„Was ist los?“ fragte er ungeduldig.

„Ich möchte mit Solomon sprechen“, sagte Diahann.

„Er hat keine Zeit“, knurrte Rascall.

„Er wird Zeit haben, wenn er erfährt, daß wir uns nicht um die Inkheads kümmern, sondern in die Stadt fahren.“

„Was?“ Rascalls Stimme überschlug sich fast. „Einen Augenblick.“

Kurz darauf sprach Groove Solomon.

„Diahann! Was ist an der Küste los?“

Diahann erklärte ihm in wenigen Worten, was geschehen war und bekräftigte ihre Entschlossenheit, ein Blutbad an den Inkheads zu verhindern. Zu ihrer Überraschung blieb Solomon auch jetzt ruhig. Es schien nichts zu geben, was den Chefmediziner erschüttern konnte.

„Ich habe sechs Männer losgeschickt“, sagte Solomon. „Sie werden rechtzeitig eintreffen, um einen Angriff auf die Stadt zu verhindern. Im Grunde genommen ist es gleichgültig, ob sie oder ihr die Inkheads tötet.“

Diahann spürte, daß sie zu schwitzen begann. Auch wenn Solomon ihr nicht gegenüberstand, hatte er noch großen Einfluß auf sie. Seine Stimme genügte, um sie unsicher werden zu lassen. Hastig schaltete sie das Sprechgerät aus. Es begann sofort zu summen, aber Diahann reagierte nicht darauf. Wenn sie noch länger mit Solomon sprach, würde er sie in ihrer Entschlossenheit wankend machen.

Sie gab Bukka einen Wink, und das Fahrzeug mit den vier entwaffneten Medizineren setzte

sich in Bewegung. Diahann blieb dicht dahinter. Sie hatte ein Schnellfeuergewehr neben sich liegen. Wenn Bukka den Versuch machen sollte, mit dem Wagen zu entkommen, würde Diahann den Antrieb des Fahrzeugs mit ein paar Schüssen zerstören.

Ein Blick zurück zum Meeresufer überzeugte Diahann, daß die Inkheads alle Boote gelandet und verankert hatten. Die Eingeborenen bildeten eine Gruppe und würden innerhalb der nächsten Minuten geschlossen zur Stadt marschieren.

Enowsy wandte sich auf dem Rücksitz von Bukkas Wagen um und winkte.

„Wohin sollen wir überhaupt fahren?“ rief er.

„In die Stadt!“ befahl Diahann erneut. „Wir warnen die Kolonisten.“

Enowsy ließ sich auf den Sitz zurückfallen. Diahann konnte sehen, daß sich die vier Männer erregt unterhielten. Es war ihr gleichgültig, denn im Augenblick konnte ihr keiner der Praktizierenden Mediziner gefährlich werden. Zum erstenmal machte sie sich Gedanken darüber, wie Solomon sie bestrafen würde.

Solomon würde sie bestimmt nicht töten, aber sie mußte damit rechnen, den Rest ihres Lebens als Gefangene des Chefmediziners in der Klinik zu verbringen. Doch zu einer Gefangennahme wollte sie es nicht kommen lassen. Sie mußte einen Weg finden, um Solomon von der Richtigkeit ihres Handelns zu überzeugen.

Der von Solomon angekündigte Wagen mit den sechs Männern war noch nicht zu sehen. Diahann hoffte, daß die Anwesenheit der beiden Raumfahrer in der Klinik genügte, um den Aufbruch der PM zu verzögern.

In der Ferne wurde die Stadt sichtbar. Bukka fuhr mit gleichmäßiger Geschwindigkeit. Diahann konnte sich vorstellen, daß die vier Männer ständig über Funk mit Solomon oder Botany Rascall sprachen. Es bereitete ihr eine gewisse Genugtuung, Solomon in eine unangenehme Lage gebracht zu haben.

Das Funkgerät des *Whistlers* hatte aufgehört zu summen. Solomon schien sich damit abgefunden zu haben, daß Diahann nicht mit ihm sprechen wollte.

Diahann überlegte, ob es ein Fehler war, jeden Kontakt mit Solomon abubrechen. Wenn sie mit ihm sprach, konnte sie vielleicht wertvolle Informationen über seine Pläne erhalten. Sie zuckte mit den Schultern. Solomon war im Augenblick nicht ihr größtes Problem. Es kam jetzt darauf an, die Kolonie zu retten und gleichzeitig eine Vernichtung der Inkheads zu vermeiden.

Diahann blickte auf ihre Uhr. Um diese Zeit waren die meisten Kolonisten bereits an ihren Arbeitsplätzen auf den Farmer-Inseln. Das bedeutete, daß fast nur Frauen und Kinder in der Stadt waren. Bis die Männer von den Plantagen zurückkamen, konnte die Stadt bereits in den Händen der Inkheads sein.

Diahann fragte sich verzweifelt, was sie tun konnte, um die Katastrophe zu verhindern. Solomon schien sicher zu sein, daß der Wagen mit den sechs Männern die Inkheads erreichte, bevor diese in die Stadt eindringen konnten.

Das Mädchen faßte einen neuen Entschluß.

Mit Höchstgeschwindigkeit steuerte sie ihren *Whistler* an Bukkas Wagen vorbei und raste davon.

„Was hat sie jetzt vor?“ fragte Enowsy, der ihr gemeinsam mit den anderen nachblickte.

„Keine Ahnung“, brummte Bukka. „Ich sage euch, sie ist verrückt. Solomon hätte sich niemals mit ihr einlassen dürfen.“ Er errötete, als er daran dachte, daß das Funkgerät eingeschaltet war und Solomon seine Worte vielleicht hören konnte.

„Was machen wir jetzt?“ erkundigte sich Unstock.

Bukka zuckte mit den Achseln.

„Wir haben nicht viele Möglichkeiten“, meinte er. „Sie hat unsere Waffen mitgenommen, so daß wir keine Chance haben, die Inkheads aufzuhalten. In der Stadt ist es mir zu unsicher. Ich schlage vor, daß wir dem Wagen entgegenfahren, den Solomon schicken will.“

Das Funkgerät knackte, und Groove Solomon meldete sich.

„Habt ihr die Stadt schon erreicht?“ fragte er.

„Nein“, sagte Bukka. „Diahann hat uns überholt und ist davongerast. Wir wissen nicht, was sie vorhat.“

„Die sechs Männer müssen jeden Augenblick bei euch auftauchen“, sagte Solomon. „Wartet auf sie. Sie haben genügend Waffen bei sich, um auch euch wieder auszurüsten zu können.“

Bukka bremste. Er blickte in Richtung des Meeres.

„Wir warten“, sagte er. „Sobald die Eingeborenen auftauchen, müssen wir jedoch verschwinden.“

„Bis dahin habt ihr die Waffen“, versprach der Chefmediziner.

*

Redhorse trat an die alte Surie heran und untersuchte den Stamm. An einer Stelle war die Rinde abgeschürft. Der Baum stand am Rande des Übungsplatzes, den Redhorse und Surf at in Begleitung von Pompeau Rigaud untersucht hatten.

Redhorse winkte Rigaud zu sich heran und deutete auf die Stelle, wo die Rinde fehlte.

„Wie erklären Sie sich das?“ fragte er Rigaud.

Der Celanese starrte ihn mit scheinbarer Verständnislosigkeit an.

Redhorse stocherte mit dem Zeigefinger in der furchenähnlichen Vertiefung herum.

„Die Verletzung des Baumes entstand durch ein Projektilgeschoß“, sagte Redhorse.

„Außerdem deuten noch andere Anzeichen darauf hin, daß der Übungsplatz auch als Schießstand verwendet wird.“

„Richtig“, sagte Rigaud unbeeindruckt. „Ein paar unserer Schüler werden im Gebrauch von Schnellfeuerwaffen ausgebildet, damit sie auf Lovesick auf die Jagd gehen können. Der zweite Planet besitzt eine Atmosphäre, die den Einsatz von Strahlenwaffen nicht empfehlenswert erscheinen läßt.“

„Ich wußte gar nicht, daß es auf Lovesick jagdbares Wild gibt“, sagte Redhorse gedehnt.

„Ja, ja“, sagte Rigaud lächelnd. „Viel ist über diese Welt nicht bekannt.“

Redhorse ahnte, daß er auf diese Weise niemals die Wahrheit erfahren würde. Soviel war sicher: Auf Celanese geschahen Dinge, die sich nicht mit den Grundsätzen des terranischen Kolonialamtes vereinbaren ließen. Aber wer war für diese Übertretungen verantwortlich, und, was noch wichtiger war, warum wurden sie begangen?

„Kommen Sie, Brazos“, sagte Redhorse zu Surf at. „Wünschen Sie noch mehr zu sehen?“ fragte Rigaud eifrig.

„Wahrscheinlich zeigen Sie mir sowieso nur das, was ich sehen soll“, sagte Redhorse scharf.

Rigaud erwiderte seinen Blick gelassen. Der Celanese war durchaus nicht so naiv, wie er zuerst den Anschein erweckt hatte. „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er. Redhorse antwortete nicht, sondern ging mit Surf at auf den Vorhof der Schule. Er kümmerte sich nicht um Rigaud, sondern stieg sofort in Krals Wagen. Surf at ließ sich schwer neben ihm in den Sitz fallen.

„Ich möchte wissen, welchen Zweck diese sonderbare Schule in Wirklichkeit erfüllen soll“, sagte der dicke Korporal, als sie losfuhren.

„Das frage ich mich auch“, sagte Redhorse grimmig. „Ich werde den Eindruck nicht los, daß hier ein Teil der Kolonisten militärisch ausgebildet wird. Es ist mir nur nicht klar, warum das geschieht. Wenn die Celanesen Angst vor einem Angriff der Blues haben, können sie sich an Terra wenden. Perry Rhodan würde sofort einen Flottenverband ins Aztran-System schicken.“ Surf at lehnte sich weit im Sitz zurück.

„Und was ist mit den Eingeborenen?“

Redhorse stieß einen leisen Pfiff aus. „Daran habe ich noch nicht gedacht“, sagte er. „Die Inkheads leben zwar auf den Kontinenten und scheinen allmählich auszusterben, aber vielleicht geht das einigen Celanesen nicht schnell genug.“

„Aber man braucht keine Militärschule, um ein paar primitive Eingeborene zu erledigen.“ Redhorse nagte an seiner Unterlippe. Alles, was auf Celanese geschah, war vollkommen undurchsichtig. Vielleicht erfuhr er mehr, wenn er sich mit einigen Kolonisten unterhielt. Vor allem mußte er herausfinden, wer die großen Männer auf Celanese-Insel waren. Groove Solomon war eine beeindruckende Persönlichkeit, aber er schien sich um nichts anderes als um seine seltsame Schule zu kümmern.

Redhorse seufzte.

„Wollen wir einen Zwischenbericht an Major Cudy durchgeben?“ fragte Brazos Surfak.

Redhorse verstand den Wink und ärgerte sich darüber.

„Noch brauchen wir keine Hilfe“, sagte er entschieden. „Ich spreche mit Cudy, sobald ich es für richtig halte.“

Surfat blieb unbeeindruckt.

„Sie scheinen sich nicht besonders gut mit dem Kommandanten der CRUSADER zu verstehen“, sagte er.

Redhorse warf ihm einen bösen Blick zu und schwieg. Er wunderte sich nicht mehr, daß Surfak trotz seines Alters es bisher nie weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte. Der dicke Mann besaß die Gabe, im falschen Augenblick seine Meinung kundzutun.

Surfat erwiderte Redhorses Blick und blinzelte.

„Entschuldigen Sie, Sir“, sagte er förmlich. „Ich habe nicht das Recht, mich um solche Dinge zu kümmern.“ Redhorse entspannte sich. „Lassen Sie nur“, sagte er. „Sie haben ja recht.“ „Da kommt uns ein Wagen entgegen“, sagte er.

„Ja“, erwiderte Redhorse. „Es scheint das Mädchen zu sein.“

Die Celanesin fuhr verwegen, und Redhorse fragte sich, warum sie so schnell zur Klinik wollte. Doch dann stellte er erstaunt fest, daß Diahann Uggam unmittelbar vor ihnen anhielt, aus dem Wagen sprang und winkend auf sie zulief.

Redhorse bremste. Er sah, daß das Mädchen aufgeregt war.

„Sie müssen sofort eingreifen!“ rief sie, noch bevor sie den Wagen erreicht hatte. „Eine Horde Eingeborener ist vom Meer zur Stadt unterwegs, um sie anzugreifen, und Groove Solomon hat sechs bewaffnete Männer losgeschickt, um alle Inkheads zu töten.“

Redhorse und Surfak blickten sich an.

„Erzählen Sie uns, was geschehen ist“, forderte der Cheyenne das Mädchen auf. „Ich verstehe überhaupt nicht, was los ist.“

Sie ballte ihre Hände zu Fäusten und hieb damit gegen die Seite von Kral's Wagen.

„Wollen Sie hier diskutieren, während es zu einer Katastrophe kommt?“ schrie sie verzweifelt. „Verstehen Sie nicht, was geschehen wird? Die Eingeborenen sollen ausgerottet werden. Aber es ist möglich, daß sie vorher die Stadt erreichen und alles verwüsten.“

Redhorse hatte damit gerechnet, daß es auf Celanese zu solchen und ähnlichen Zwischenfällen kommen konnte, aber er hatte nicht daran geglaubt, daß es während seiner und Surfats Anwesenheit geschehen könnte.

„Wen sollen wir angreifen?“ fragte er nicht ohne Spott. „Die Inkheads oder Solomons Musterschüler?“

„Beide Gruppen!“ rief Diahann und rannte zu ihrem Fahrzeug zurück.

Surfat starrte ihr nach.

„Wollen Sie jetzt Cudy benachrichtigen?“ erkundigte sich Surfak.

Redhorse schüttelte den Kopf.

„Das schaffen wir auch allein“, sagte er.

sich dem Landeplatz des CRUSADER-Beiboots. Sufat klammerte sich an den Haltegriffen fest. Ein Blick zurück überzeugte ihn davon, daß Diahann ihnen gefolgt war. Das Mädchen hatte offenbar mühelos die schnelle Geschwindigkeit mithalten können.

Neben der Gangway stand ein dicker Mann, der einen verwahrlosten Eindruck machte.

„Gehen Sie aus dem Weg!“ rief Redhorse, als er aus dem Wagen sprang.

Der Mann blinzelte verwirrt.

„Wollen Sie schon abreisen?“ fragte er.

Diahann war herangekommen.

„Das ist Harvest Nabrock“, sagte sie verächtlich. „Einer von Solomons Sklaven. Kümmern Sie sich nicht um ihn.“

„Diahann!“ stieß Nabrock verblüfft hervor. Er zog eine kurzläufige Waffe aus seinem schmierigen Umhang und richtete sie auf die beiden Raumfahrer und das Mädchen.

„Was geht hier vor?“ fragte er.

„Lassen Sie uns durch“, verlangte Diahann.

Nabrock ließ seine Blicke zwischen den beiden Männern und Diahann hin und her wandern.

„Offenbar wollen Sie dieses Mädchen entführen“, sagte er mit höhnischem Lächeln. Er winkte mit der Waffe in Richtung des Kontrollgebäudes am Rande des Landeplatzes. „Los!“ rief er laut. „Dort hinüber. Ich muß mit Solomon sprechen.“

Diahann blickte Redhorse von der Seite an und erkannte, daß er einen gefährlichen Entschluß faßte.

„Vorsicht!“ rief sie. „Nabrock hat eine Spezialschulung mitgemacht. Sie dürfen ihn nicht unterschätzen.“

Nabrock grinste.

„Kluges Mädchen!“ lobte er.

Redhorse fragte sich, ob Harvest Nabrock die Spezialschulung, von der Diahann sprach, in Solomons Schule erhalten hatte. Wenn Solomons Schüler in der gesamten Kolonie verteilt waren, dann war es denkbar, daß sie die Funktion von Aufpassern hatten. Mit einer begrenzten Zahl ausgebildeter Frauen und Männer konnte Solomon die gesamte Kolonie beherrschen.

„Los, zum Kontrollgebäude!“ drang Nabrocks Stimme in Redhorses Gedanken.

Ein Blick auf das Mädchen genügte dem Cheyenne, um zu erkennen, daß Diahann völlig verzweifelt war. Ihre Behauptung schien also zu stimmen. Die Inkheads waren in Richtung der Stadt unterwegs. Solomon hatte heimlich eine kleine Streitmacht losgeschickt. Die Anwesenheit von Redhorse und Sufat hatte ihn daran gehindert, den Eingeborenen alle verfügbaren Männer entgegenzuschicken. Solomons „Schüler“ erfüllten also eine doppelte Aufgabe: Sie achteten darauf, daß die Macht ihres Lehrmeisters nicht geschmälert wurde und kämpften im Bedarfsfall gegen die Inkheads.

Nabrock wurde ungeduldig.

„Vorwärts!“ kommandierte er. „Ich warte nicht länger.“

Redhorse blickte ihn an.

„Sie begehen einen schwerwiegenden Fehler“, sagte er. „Indem Sie zwei offizielle Beauftragte der Solaren Flotte bedrohen, stellen Sie sich außerhalb des Gesetzes. Sie hindern uns außerdem an der Ausübung unserer Tätigkeit. Wenn Sie verhindern wollen, daß die Kolonie in kürzester Zeit aufgegeben werden muß, lassen Sie uns frei.“

Nabrock sagte verächtlich: „Ich kann mir denken, daß Sie die Kolonie auflösen wollen. Doch daraus wird nichts.“

Wie konnte dieser schäbig aussehende Kolonist so überzeugt sein? fragte sich Redhorse verblüfft. Ganz offensichtlich glaubte Nabrock nicht daran, daß das Kolonialamt in der Lage sein würde, seinen Grundsätzen auf Celanese Geltung zu verschaffen.

Das konnte nur bedeuten, daß die Celanesen einen Verbündeten besaßen, der stark genug war, um der Solaren Flotte im Aztran-System eine Schlacht zu liefern.

Die *Blues*! schoß es durch Redhorses Gedanken..

Groove Solomon spielte ein riskantes Spiel. Er wußte offenbar genau, daß Rhodan Kolonialprobleme nicht mit Gewalt löste. Die an der Macht befindlichen Celanesen hatten alles getan, um zu verhindern, daß die Angriffe der Inkheads und die unerlaubte Kontaktaufnahme zu den Blues bekannt wurden. Sie waren jedoch klug genug gewesen, um auch eine Entdeckung ihrer Fehlritte einzukalkulieren.

Redhorse erkannte bestürzt, daß das Aztran-System zu einem politischen Problem werden konnte, das die derzeitige Regierung des Solaren Imperiums gefährdete. Außerdem konnte in der Eastside der Galaxis ein neuer Brandherd entstehen, der die Solare Flotte auf Jahre hinaus beschäftigen würde.

Ein einzelner Kolonist, Groove Solomon, hatte durch geschicktes Taktieren und skrupelloses Vorgehen seine erreichte Macht gefestigt.

Redhorse zweifelte nicht daran, daß seine Theorien richtig waren. Alles, was Surfath und er seit ihrer Ankunft erlebt hatten, paßte in dieses Bild. Der Bürgermeister von Celanese-Insel, Barkin Kral, war ein willenloses Werkzeug Groove Solomons. Deshalb war er auch schon so lange im Amt.

Redhorse holte tief Atem. Wenn er jetzt Major Cudy benachrichtigte, würde die CRUSADER über der Stadt erscheinen. Das konnte den Anfang eines militärischen Konflikts bedeuten. Die Blues würden sofort eingreifen, und Perry Rhodan würde die CRUSADER zurückziehen, um innerhalb der Galaxis nicht als ein Mann hingestellt zu werden, der aus nichtigen Anlässen einen Bruderkrieg entfesselte.

All diese Überlegungen spielten sich in Sekundenschnelle in Redhorses Gehirn ab. Außerdem traf er Entscheidungen. Er würde Cudy auch dann nicht benachrichtigen, wenn er Gelegenheit dazu bekam. Es mußte eine Möglichkeit geben, das Problem zu lösen, ohne daß ein kosmischer Konflikt daraus entstand.

Dazu war es nötig, daß Surfath und er in Freiheit waren. Harvest Nabrock war offenbar entschlossen, sie an Groove Solomon auszuliefern. Zweifellos würde Solomon sie später freilassen, aber dann war es wahrscheinlich bereits zu einem Blutbad unter den Inkheads gekommen, und Solomon würde die beiden Raumfahrer mit einem ironischen Lächeln zu ihrem Schiff zurückschicken.

„Sie hatten jetzt genügend Zeit zum Nachdenken“, sagte Nabrock.

Durch eine Bewegung mit seiner Waffe deutete er an, daß er sie zu benutzen gedachte, wenn Redhorse und Surfath seine Befehle nicht ausführten. Gefolgt von Diahann und Nabrock, setzten sich Redhorse und Surfath in Richtung des Kontrollgebäudes in Bewegung.

Redhorse dachte fieberhaft nach, wie er Nabrock überlisten konnte. Sicher hatte Diahann Uggam sie nicht ohne Grund gewarnt. Redhorse stieg das Blut in den Kopf, als er an die Möglichkeit dachte, daß das Mädchen schauspielerte und sie mit Absicht in diese Falle gelockt hatte. Er schüttelte den Kopf. Die Verzweiflung der Kolonistin war zu echt gewesen. Außerdem hätte sie Redhorse und Surfath auch ohne Nabrocks Hilfe überrumpeln können. Keiner der beiden Männer hatte daran gedacht, daß sie auf Celanese-Insel angegriffen werden könnten.

Hinter Redhorse wurde ein ächzendes Geräusch hörbar. Er fuhr herum und sah, daß Diahann Uggam den Kolonisten angesprungen hatte. Sie umklammerte mit beiden Händen seinen Waffenarm. Ein Schuß löste sich aus der Waffe. Die Explosion klang weit über das Landefeld und war wahrscheinlich auch in der Stadt hörbar. Redhorse bezweifelte jedoch, daß der Lärm jemand anlocken würde, denn wenn er mit seinen Vermutungen über die Verhältnisse auf dieser Welt recht hatte, würde es niemand wagen, sich in Dinge zu mischen, die von Groove Solomon verursacht wurden.

Der Kampf zwischen Harvest Nabrock und dem Mädchen war kurz, aber erbittert. Nabrock hätte ihn aufgrund seiner größeren Körperkraft für sich entschieden, aber Redhorse griff ein, bevor der Kolonist seine Waffe einsetzen konnte. Er sprang Nabrock an und schlug ihn mit

der Handkante bewußtlos. Die Waffe fiel aufs Landefeld. Surf at bückte sich, hob sie auf und schob sie in die eigene Tasche.

Redhorse starrte auf den bewegungslosen Nabrock hinab. Dann warf er dem Mädchen einen bewundernden Blick zu.

„Ausgezeichnet“, lobte er.

„Ich habe die gleiche Schule besucht wie Nabrock“, sagte sie ruhig. „Ein Augenblick der Unachtsamkeit genügte. Doch wir müssen uns jetzt beeilen.“

Sie rannten zum Beiboot zurück. Als sie die Gangway hinaufstürmten, warf Redhorse einen Blick auf das Landefeld. Er sah, wie Harvest Nabrock sich aufrichtete und benommen in Richtung des Kontrollgebäudes taumelte. Das bedeutete, daß Groove Solomon in wenigen Augenblicken von den Ereignissen am Stadtrand erfahren würde.

Redhorse bedauerte, daß sie den Zeitverlust nicht in Kauf genommen und Nabrock mitgeschleift hatten.

Die beiden Männer und Diahann betraten die Zentrale der Space-Jet. Redhorse ließ sich in den Kommandosessel fallen und schaltete die Antigravprojektoren ein. Surf at und Diahann standen neben ihm und blickten durch die Kuppel nach draußen.

„Zeigen Sie uns, in welche Richtung wir fliegen müssen“, sagte Surf at zu dem Mädchen.

Diahann deutete in Richtung des Meeres.

Die Space-Jet hob sich lautlos vom Landefeld ab. Redhorse ließ das Beiboot im Tiefflug über das Landefeld gleiten. Bald hatten sie das Stadtgebiet hinter sich gelassen.

Weit vor ihnen wurden die Umrisse eines Fahrzeugs sichtbar.

„Dort sind die PM!“ rief Diahann.

Redhorse warf ihr einen raschen Blick zu.

„PM?“ wiederholte er. „Was bedeutet das?“

„Das erkläre ich Ihnen später“, sagte sie. „Um Himmels willen, beeilen Sie sich.“

Noch bevor sie den Wagen erreichten, konnten sie die Eingeborenen sehen, die vom Meer kamen und in einer Gruppe *gingen*. Zwischen dem Fahrzeug und den herankommenden Inkheads standen sechs Männer mit angeschlagenen Waffen.

„Wir kommen zu spät“, sagte Diahann.

Sie sah in einer schrecklichen Vision, wie sich die Waffen der Praktizierenden Mediziner entluden und wie sich zweihundert Eingeborene am Boden wälzten.

„Den Schockstrahler, Brazos!“ befahl Redhorse ruhig.

Surf at, der neben Redhorse Platz genommen hatte, feuerte den in die Space-Jet eingebauten schweren Schockstrahler auf die sechs Männer ab. Diahann sah, wie die PM zusammenbrachen. Sie atmete erleichtert auf. Sie fragte sich, wo Enowsy und die drei anderen waren. Entweder hatten sie diesen Wagen verfehlt oder Solomon hatte neue Befehle erteilt.

Die Space-Jet glitt über die Bewußtlosen hinweg und landete nur fünfzig Meter von den Eingeborenen entfernt.

„Schießen?“ fragte Surf at.

Redhorse schüttelte den Kopf. Er hoffte, daß er die Eingeborenen ohne Einsatz der Waffen zur Umkehr zwingen konnte.

Die Inkheads waren stehengeblieben. Sie machten einen erregten Eindruck. Sie schienen über das unverhoffte Schicksal ihrer sechs Gegner und über das plötzlich aufgetauchte Beiboot zu diskutieren. Redhorse hoffte, daß sie klug genug waren, um die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die Inkheads waren mit Knüppel und primitiven Schleudern bewaffnet. An ihren Hüften baumelten Gegenstände, die Redhorse auf diese Entfernung nicht zu erkennen vermochte. Er nahm an, daß es sich um Wurfgeschosse handelte.

Die Eingeborenen ähnelten häßlichen Affen, obwohl sie aufrecht gingen und große Buckel hatten. Redhorse rief sich ins Gedächtnis zurück, was er über die Inkheads und ihre Kultur wußte. Es waren Jäger, intelligent genug, sich primitive Waffen anzufertigen und mit Kanus

bis zu den Inseln vorzudringen. Sie lebten paarweise zusammen in Baumhütten. Der stärkste und klügste Mann ihres Stammes war ihr Anführer.

Redhorse fragte sich, weshalb die Inkheads allmählich ausstarben, wo doch alle Voraussetzungen gegeben waren, daß sie sich weiterentwickeln konnten. Die Celanese waren an der natürlichen Rückentwicklung der Inkheads unschuldig, denn bereits im Bericht über die Voruntersuchungen des Planeten Celanese durch die Fachleute des Kolonialamtes war von einem „zum Aussterben verurteilten Volk“ die Rede.

„Sie sind sich offenbar nicht schlüssig, was sie tun sollen“, bemerkte Brazos Surfat.

„Wir müssen sie bewußtlos machen“, sagte Diahann. „Nur dann werden sie einen Angriff auf die Stadt aufgeben.“

Redhorse hob erstaunt den Kopf. Täuschte er sich, oder sprach Haß aus der Stimme des Mädchens. Wieso hatte sie die Ausrottung dieser Wesen verhindert, wenn sie sie haßte?

Redhorse hob unmerklich die Schultern. Frauen reagierten manchmal merkwürdig.

Er sah, daß Diahann mit brennenden Augen ins Freie blickte. Plötzlich wandte sich das Mädchen Redhorse zu.

„Lassen Sie mich hinaus“, verlangte sie.

„Was haben Sie vor?“ wollte Redhorse wissen.

„Ich... ich“, ihre Stimme drohte zu versagen. „Die Inkheads haben meine Eltern getötet.“

Redhorse schwieg. Er wußte, daß es sinnlos war, Diahann jetzt zu trösten. Sie mußte selbst mit ihrem Problem fertig werden. Im stillen verwünschte er Groove Solomon, der durch seine selbstsüchtige Politik verhinderte, daß das Verhalten der Inkheads dem Kolonialamt bekannt wurde. Wenn die verantwortlichen Männer auf Terra von der Aufsässigkeit der Eingeborenen erfuhren, würden sie die Kolonie sofort auflösen.

Redhorse fragte sich, warum die Inkheads die Kolonie angriffen. Die erfahrenen Beamten, die Celanese vor seiner Kolonisierung untersucht hatten, schienen eine solche Möglichkeit nicht in Betracht gezogen zu haben.

Redhorse stand auf und zog eine Strahlwaffe aus seinem Gürtel.

Er streckte sie Diahann entgegen.

„Hier“, sagte er. „Gehen Sie hinaus und nehmen Sie Ihre Rache - wenn Sie können.“

Ihre Fingerspitzen berührten den Lauf des Strahlers und glitten darüber hinweg.

„Solomon hat Sie erzogen, nicht wahr?“ Es war mehr eine Feststellung als eine Frage, und Redhorse traf sie mit ruhiger Stimme.

„Ja“, sagte sie langsam. „Ich war noch ein Kind, als Solomon mich in der Klinik aufnahm. Dort wurde ich als Praktizierende Medizinerin ausgebildet.“

„Klinik?“ Redhorse runzelte die Stirn. „Praktizierende Medizinerin?“

Sie lächelte schwach.

„Bevor Groove Solomon an die Macht kam, wollten die Verantwortlichen auf Celanese-Island eine Spezialklinik errichten, die eng mit dem Sanatorium zusammenarbeiten sollte. Auf diese Weise sollte auch kranken Menschen die Möglichkeit gegeben werden, sich auf Celanese zu erholen.“ Ihre Schultern sanken nach unten. „Es war eine Herausforderung an die Kolonisten, daß Solomon den Namen beibehielt, obwohl er eine Militär- und Spezialistenschule aus der Klinik machte.

Seine Agenten nennt er Praktizierende Mediziner. Er selbst bezeichnet sich als Chefmediziner, was halbwegs stimmt, denn Solomon war ursprünglich als Leiter der Klinik vorgesehen.“

„Wie konnte Solomon so mächtig werden?“ fragte Redhorse.

„Sie haben ihn gesehen und mit ihm gesprochen“, sagte Diahann. „Sie wissen also, was für eine Persönlichkeit er ist. Er hat es von Anfang an verstanden, die richtigen Anhänger für sich zu gewinnen. Außerdem stand er meiner Ansicht nach schon immer mit den Blues in Verbindung, denn er verfügt über Waffen, die nicht von den Handelsschiffen geliefert werden.“

Redhorse warf einen Blick aus der Kuppel. Die Eingeborenen diskutierten immer noch. Einige schienen einen Weitermarsch zu fordern, während die anderen offenbar für einen Rückzug eintraten.

Redhorse benutzte die Gelegenheit, um Diahann weitere Fragen zu stellen.

„Sie sind Praktizierender Mediziner?“

Sie preßte die Lippen zusammen.

„Groove Solomon hat mich dazu gemacht“, antwortete sie. „Eine Zeitlang war ich in Groove Solomon vernarrt. Er ersetzte mir meinen Vater. Ich wurde sogar seine Geliebte. Aber mit seinen Plänen war ich niemals einverstanden, das weiß ich jetzt.“

„Sind Sie bereit, gegen Solomon auszusagen, wenn sich das Kolonialamt einschaltet?“

„Ich hasse ihn vielleicht“, murmelte sie. „Aber mein Herz hängt an dieser Kolonie. Ich könnte niemals etwas tun, was ihre Auflösung herbeiführen würde.“

Redhorse nickte bedächtig. Auch damit hatte er gerechnet. Sicher hatte Solomon auf Celanese mehr Feinde als Freunde, aber keiner der opponierenden Kolonisten würde eine Aussage machen, die das Ende der Kolonie bedeuten konnte.

Solomon hatte auch das berücksichtigt und nutzte es für seine Zwecke aus.

„Wurde noch nie versucht, Solomon zu stürzen?“ fragte Redhorse.

„Nur die PM dürfen Waffen tragen“, sagte sie. „Außerdem sind sie dank ihrer Ausbildung den Kolonisten überlegen. Solomon nimmt nur Kinder oder Kolonisten, auf die er sich verlassen kann, in der Schule auf. Als PM hat man es gut. Man braucht nicht zu arbeiten und gehört zur herrschenden Klasse. Solomon ist ein guter Psychologe. Er weiß genau, was er tun muß, um seine Position zu stärken.“

„Haben Sie jemals im Auftrag Solomons auf einen Menschen geschossen?“

Diahann schüttelte den Kopf.

„Jetzt fällt mir auf, daß Solomon mich immer nur mit Beobachtungen beauftragt hat. Offenbar wußte er, daß ich im entscheidenden Augenblick versagen würde.“

Ihre Augen richteten sich auf Redhorse. „Die Kolonie ist verloren, nicht wahr?“

„Ich will Ihnen nichts vormachen“, sagte Redhorse. „Surfat und ich werden alles tun, um zu verhindern, daß wegen Celanese ein kosmischer Konflikt entsteht. Die Schließung der Kolonie können wir aber nicht verhindern.“

„Was wird mit uns geschehen?“

„Solomon und seine Anhänger werden bestraft und auf Gefängnisplaneten gebracht“, sagte Redhorse. „Alle anderen erhalten Gelegenheit, sich auf einer anderen Welt anzusiedeln.“

Diahann ließ sich in einen Sessel sinken. Redhorse begriff, daß sie jetzt in Ruhe gelassen werden wollte.

„Kommen Sie“, sagte er zu dem Korporal. „Wir wollen versuchen, ob wir die Eingeborenen zur Umkehr bewegen können.“

Surfat warf einen fragenden Blick auf das Mädchen. Redhorse schüttelte den Kopf. Es war besser, wenn sie Diahann innerhalb der Space-Jet zurückließen. Die junge Kolonistin mußte sich nach den jüngsten Ereignissen erst wieder innerlich festigen. Zuviel war auf sie eingestürzt, und sie hatte ihre Einstellung in kürzester Zeit ändern müssen.

Redhorse wußte, daß ihnen von den bewußtlosen PM keine Gefahr drohte. Die sechs Männer würden in den nächsten drei Stunden nicht zu sich kommen. Bis Verstärkung eintraf, mußte das Eingeborenenproblem gelöst sein. Redhorse hoffte, daß er sich mit den Inkheads verständigen konnte. Vielleicht verstanden einige von ihnen ein paar Worte Interkosmo.

Die beiden ungleichen Männer verließen das kleine Schiff. Sofort verstummte das Palaver der Inkheads.

„Ich bin sicher, daß die Burschen genau wissen, was Schockwaffen sind“, sagte Redhorse.

„Deshalb lassen wir unsere Hände solange vom Waffengürtel, bis es nicht mehr anders geht.“

„Es sind mindestens zweihundert“, sagte Surfat unbehaglich. „Unsere Schockwaffen werden wenig Zweck haben, wenn sie auf uns losgehen.“

Der Einwand des Korporals war berechtigt. Redhorse hoffte jedoch, daß die Eingeborenen das Eingreifen der beiden Männer richtig gedeutet hatten. Deshalb rechnete der Cheyenne nicht damit, von den Inkheads angegriffen zu werden.

Die Eingeborenen blickten zu den beiden Fremdlingen herüber. Redhorse erkannte an der Haltung verschiedener Inkheads, daß man ihnen Mißtrauen entgegenbrachte. Er ging noch langsamer, um seine Friedfertigkeit unter Beweis zu stellen.

Als sie sich den Inkheads bis auf ein paar Meter genähert hatten, sah Redhorse zu seinem Entsetzen, daß jeder Inkhead zwei Köpfe und vier Hände an einer Schnur um die Hüfte geschlungen hatte. Obwohl die grausigen Talismane zusammengeschrumpft waren, konnte Redhorse erkennen, daß sie von Inkheads abstammten.

Lag hier die Erklärung für das allmähliche Aussterben eines relativ jungen Volkes? Huldigten die Inkheads irgendeiner heidnischen Religion, mit der sie sich zugrunde richteten?

„Sir!“ sagte Surfart erstickt. „Sehen Sie, was die Kerle mit sich herumschleppen?“

Redhorse nickte.

„Ich habe keine Lust, am Gürtel eines Inkhead zu enden“, sagte Surfart entschlossen und blieb stehen.

Redhorse lächelte gezwungen.

„Ich glaube nicht, daß sie Fremde köpfen“, sagte er. „Zumindest kann ich keinen Eingeborenen sehen, der Kopf und Hände eines Menschen mit sich herumträgt.“

„Ich habe ein ungutes Gefühl“, sagte Surfart.

Redhorse entschloß sich, den Bedenken seines Begleiters Gehör zu schenken.

„Gehen Sie zurück ins Schiff und besetzen Sie die Schockkanone“, ordnete er an. „Wenn Sie den Eindruck haben, daß meine Verhandlungen mit den Inkheads in ein Stadium treten, das den Einsatz dieser Waffe gerechtfertigt erscheinen läßt, müssen Sie sie benutzen.“

Surfat atmete erleichtert auf und drehte sich auf den Absätzen herum. Im gleichen Augenblick wurde er von einem Stein, den ein Eingeborener aus den hinteren Reihen geschleudert hatte, am Kopf getroffen und sank in die Knie.

Redhorse riß seine Schockwaffe heraus und begann sofort zu schießen, wobei er sich langsam in Richtung der Space-Jet zurückzog. Er sah ein paar Eingeborene vor sich zusammensinken, aber die anderen kamen rasch näher. Ihr Geheul dröhnte in Redhorses Ohren.

Ich schaffe es nicht, dachte er bestürzt.

Drei, vier Steine trafen seinen Körper, dann waren ein paar Inkheads so dicht heran, daß sie mit ihren Keulen auf ihn einschlagen konnten. Er benutzte seine Schockwaffe und erledigte zwei von ihnen. Der dritte traf ihn am Kopf. Redhorse geriet ins Taumeln. In seinem Kopf schien ein gewaltiger Gong zu dröhnen. Seine Umgebung begann zu schwanken. Obwohl er verzweifelt um sein Gleichgewicht kämpfte, brach er zusammen. Die Eingeborenen stürzten sich mit triumphierendem Geheul auf ihn, um ihn zu fesseln.

Diahann Uggam, die den Vorgang vom Innern der Space-Jet beobachtete, konnte nicht verhindern, daß die beiden Raumfahrer von den Inkheads in Richtung des Meeres davongeschleppt wurden. Sie wagte nicht, die Waffen des Beibootes einzusetzen, weil sie befürchten mußte, die beiden Männer zu treffen.

Sie verließ die Space-Jet und stand ratlos da. Alles schien sich gegen sie verschworen zu haben.

7.

Zum erstenmal hatten sie Gefangene gemacht, und Zoquer fragte sich voller Ungeduld, welche Pläne Quelcko mit den beiden Fremden haben mochte. Zoquer war sicher, daß diese beiden Männer die sechs bewaffneten Gegner des Stammes getötet hatten. Er konnte jedoch nicht verstehen, warum sie das getan hatten. Für manche Handlungsweise der Inselbewohner

gab es keine Erklärung. Sie versäumten nicht nur, ihren Eltern die Köpfe abzuschlagen, wenn die Zeit dafür gekommen war, sondern sie verhielten sich auch bei anderen Anlässen absonderlich.

Als sie das Meer erreicht hatten, hatte Zoquer endlich Gelegenheit, sich an Golque zu wenden. Golque hatte helfen dürfen, den dicken Gefangenen zu tragen, und er war jetzt ziemlich außer Atem, aber sehr stolz. Zoquer beneidete seinen älteren Freund und sehnte die Zeit herbei, da man ihn mit ähnlichen Aufgaben betrauen würde.

Die Stammesangehörigen, die der Fremde getötet hatte, waren neben dem seltsamen Luftkanu zurückgeblieben. (Zoquer konnte nicht ahnen, daß diese Männer nur bewußtlos waren und in ein paar Stunden wieder zu sich kommen würden.)

Gemeinsam mit Golque schob Zoquer eines der Kanus ins Wasser.

„Warum nicht töten Männer?“ fragte der Jüngere.

Golque gab durch ein Grunzen kund, daß er mehr als Zoquer über die Zusammenhänge wußte und leitete daraus offenbar das Recht ab, seinen Freund weiterhin im unklaren zu lassen.

Doch Zoquer ließ nicht locker.

„Mich Quelcko - mich Männer töten“, sagte er entschlossen.

„Vielleicht töten bald“, erklärte Golque mit Würde.

Zoquer hatte noch einige Fragen auf dem Herzen.

„Warum umkehren?“ wollte er wissen. „Mich weitergehen.“

Golque, der den Eindruck erhalten wollte, daß er über die Pläne seines Anführers genau unterrichtet war, knurrte verächtlich.

„Erst Fremde wegbringen“, erläuterte er. „Dann kommen zurück.“

Zoquer, der durchaus in der Lage war, logisch zu denken, sagte sich, daß auch ein paar Männer genügt hätten, um die Fremden zum Kontinent zu bringen. Die anderen hätten in die Stadt eindringen können.

Sein Vertrauen in Golques Wissen war nicht mehr unbegrenzt, und er stellte keine weiteren Fragen.

Golque schien zu merken, daß sein Ansehen litt, und er machte seinem Ärger mit ein paar unverständlichen Knurrlauten Luft. Zusammen mit Zoquer hielt er das Kanu fest, bis ein paar Männer unter Quelckos Anleitung den großen Fremden hineingelegt hatten. Quelcko hatte den beiden Männern aus dem Luftkanu alle Waffen abgenommen und an seinem Gürtel befestigt. Das Gewicht der verschiedenen Gegenstände war so groß, daß die Waffen fast am Boden schleiften, aber das schien den Stammhüter nicht zu stören - im Gegenteil: Man merkte ihm an, daß er sich über seinen neuen Besitz freute und nichts unterließ, um die anderen immer wieder darauf aufmerksam zu machen.

Golque und Zoquer schoben ein zweites Kanu ins Wasser, in das der dicke Mann verladen werden sollte. Das Boot schwankte und sank beträchtlich tiefer, als Surfat an seinem Boden abgelegt wurde. Der dicke Mann war bei Bewußtsein, und seine Augen funkelten zornig. Zoquer knurrte ihn höhnisch an, hielt aber dabei vorsichtshalber seinen Knüppel umklammert, weil er nicht wußte, ob die Fesseln hielten, wenn der Fremde einen Wutanfall bekam.

Kurze Zeit darauf waren alle Kanus ins Wasser gebracht. Die Eingeborenen, die mit einem Marsch in die Stadt gerechnet hatten, zeigten sich von Quelckos plötzlichem Meinungsumschwung enttäuscht, und die Stimmung war entsprechend schlecht. Aus den überall laut werdenden Bemerkungen hörte Zoquer die Meinung heraus, daß man zumindest das Luftkanu hätte angreifen und erobern können.

Zoquer war gespannt, was mit den beiden Gefangenen geschehen würde, wenn sie den Kontinent erreicht hatten. Ob Quelcko sie an den geheimnisvollen Fremden ausliefern wollte, der sich Velare nannte?

Lustlos stieß Zoquer das Paddel ins Wasser. Knapp sechzig Kanus lösten sich vom Ufer und nahmen Kurs auf den Kontinent.

Diahann Uggam hatte sich von der Space-Jet entfernt und näherte sich dem Wagen der PM. Sie kannte die sechs Männer, die dort bewußtlos am Boden lagen. Chancey Poldron war dabei und Rog Stalmaster; gefährliche Männer, die Solomons Befehle entschlossen ausführten. Diahann entwaffnete sie und trug die Waffen zum Fahrzeug. Sie mußte den Weg zweimal machen, weil die Schnellfeuerwaffen zusammen mit den Handfeuerwaffen ein beträchtliches Gewicht besaßen.

Als sie zum zweitenmal an den Wagen kam, hörte sie die Funkanlage summen.

Sie zögerte, dann schwang sie sich auf den Sitz und schaltete ein.

„Ja“, sagte sie.

„Diahann!“ Es war Botany Rascalls Stimme - schrill vor Überraschung.

Ihre Lippen wurden schmal.

„Die sechs Männer sind erledigt, Rascall“, sagte sie schroff. „Solomon kann sie hier abholen, sofern er Lust dazu verspürt.“

Sie hörte Rascalls keuchenden Atem.

„Sie sind wahnsinnig, Diahann!“ rief Solomons Stellvertreter. „Was haben Sie getan? Wo sind die Eingeborenen?“

„Solomon hat keine andere Wahl, als seine Höhle zu verlassen“, sagte sie. „Richten Sie ihm aus, daß ich hier auf ihn warte. Er soll hundert Männer mitbringen, denn ich werde jedes Fahrzeug unter Beschuß nehmen, das sich in meine Nähe wagt.“

„Diahann!“ Diesmal sprach Solomon. „Geht es dir gut?“

Sie lachte wütend.

„Diesmal kriegst du mich nicht herum, Groove“, sagte sie. „Du hast gehört, was ich zu Rascall sagte.“

„Sei doch vernünftig“, sagte Solomon eindringlich. „Was ist nur in dich gefahren? Willst du die gesamte Kolonie ins Unglück stürzen?“

„Hast du Angst vor mir?“ spottete sie. „Oder gibt es einen anderen Grund, der dich daran hindert, die Klinik zu verlassen?“

Eine Weile blieb es still, dann kam Solomons Stimme wieder aus dem Lautsprecher - und sie war so verändert, daß Diahann erschauerte.

„Also gut, Diahann“, sagte Solomon. „Ich komme. Aber jetzt darfst du nicht mehr mit Verständnis rechnen.“

„Ich pfeife auf dein Verständnis“, sagte sie.

Diesmal wurde die Verbindung von der Klinik aus unterbrochen. Diahann ließ sich im Sitz zurücksinken. Das Gespräch mit Solomon hatte ihre Nervenkraft beansprucht. Sie merkte, daß ihre Hände zitterten. Um sich zu beruhigen, öffnete sie eine Klappe im Wageninneren und nahm ein Nahrungskonzentrat aus der Vorratsbox.

Es würde einige Zeit verstreichen, bevor Solomon hier eintraf. Diahann hatte also Gelegenheit, genau zu überlegen, wie sie vorgehen wollte. Es kam darauf an, Leutnant Don Redhorse und seinen Begleiter zu retten. Deshalb durfte sie Solomon nicht die Wahrheit sagen.

Allmählich gewann ein erfolgversprechender Plan in Diahanns Gehirn Gestalt. Sie mußte Solomon erzählen, daß Redhorse und Surfai die Eingeborenen freiwillig begleitet hatten, um sich von den Verhältnissen auf dem Kontinent ein Bild zu machen. Diese Information durfte sie dem Chefmediziner jedoch nicht sofort geben, sondern es mußte so aussehen, daß sie nur unter einem gewissen Druck sprach. Je länger sie eine Auskunft verweigerte, desto glaubhafter würde alles klingen, was sie sagte.

Sie war sicher, daß sie Solomon auf diese Weise veranlassen konnte, eine Expedition zusammenzustellen, die den Eingeborenen zum Kontinent folgen würde.

Das war die einzige Chance, Redhorse und Surfai aus der Gefangenschaft zu befreien. Die

Eingeborenen würden an eine Racheaktion denken und die beiden Raumfahrer vielleicht aus Angst freilassen.

Diahann erkannte, daß ihr Plan viele Nachteile besaß, aber sie wußte nicht, was sie sonst unternehmen sollte.

Mit jeder Minute sank ihre Zuversicht, daß sie Solomon überlisten konnte. Der Chefmediziner würde sie durchschauen.

Sie hieb entschlossen auf den freien Sitz neben sich. Unsinn! dachte sie. Auch Groove Solomon war zu überlisten, wenn man geschickt vorging.

Um die Männer, die einige Meter vom Fahrzeug entfernt bewußtlos am Boden lagen, brauchte sie sich keine Sorgen zu machen. Sie würden nicht früh genug zu sich kommen, um in die Auseinandersetzung einzugreifen.

Diahann Uggam hob den Kopf.

Ein kleines Fahrzeug kam über das flache Land.

Selbst auf diese Entfernung sah Diahann, wer den Wagen steuerte.

Wieder einmal tat Groove Solomon das, womit sie nicht gerechnet hatte.

Er kam allein.

*

Diahann griff nach einem Schnellfeuergewehr und machte es schußfertig. Dann schaltete sie das Funkgerät des Wagens ein.

„Ja?“ fragte Rascalls Stimme.

„Schalten Sie ab, Rascall“, sagte Diahann gelassen. „Ich will mit Groove sprechen.“

Rascall lachte höhnisch.

„Er wird nicht mehr auf deine Reize hereinfallen“, sagte er frech. „Dagegen wäre ich unter gewissen Voraussetzungen bereit, ein Wort für dich einzulegen.“

„Ihre schmutzige Phantasie wird nur noch von Ihrer Dummheit übertroffen, Rascall“, sagte Diahann.

Sie hörte ihn fluchen, dann wurde die Verbindung zu Solomons Fahrzeug frei. Diahann lehnte sich im Sitz zurück. Sie hoffte, daß sie genügend innere Kraft besaß, um sich Solomon zu widersetzen.

Gleich darauf kam Groove Solomons Stimme aus dem Lautsprecher.

„Diahann, du interessierst mich nicht“, sagte der Chefmediziner. „Ich will mit den beiden Raumfahrern verhandeln.“

„Ich habe ein Gewehr auf dich gerichtet, Groove“, j entgegnete sie. „Interessiert dich das?“

Solomon gab keine Antwort, aber er fuhr unbeirrt weiter. Diahann zielte und feuerte einen Schuß über Solomons Wagen. „Das war nur ein Warnschuß, Groove“, sagte sie. „Wenn du nicht anhältst, ziele ich auf dich. Du weißt, daß ich eine gute Schützin bin; schließlich hast du mich persönlich ausgebildet.“

Das Funkgerät blieb weiterhin still. Solomons Wagen verlangsamte seine Fahrt nicht.

Diahann sah Solomon durch das Zielfernrohr am Steuer sitzen. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos. Entweder ahnte er, daß man ihn beobachtete, oder er hatte sich auch in Augenblicken wie diesen unter Kontrolle.

Diahann hielt die Waffe völlig ruhig. Das Fadenkreuz des Zielfernrohrs teilte Solomons Gesicht. Ein leichter Druck hätte genügt, um das Leben Solomons auszulöschen, aber Diahann war nicht in der Lage, einen Schuß auf Solomon abzugeben.

Der Lauf der Waffe sank unmerklich. Der Schuß löste sich, und das Projektil bohrte sich in Solomons Wagen.

Diahann hörte ein quietschendes Geräusch. Sie sah, wie das Fahrzeug sich wie ein Kreisel drehte und fast umkippte. Dann kam es zur Ruhe. Solomon kletterte heraus und blickte teilnahmslos auf den unbrauchbar gewordenen Wagen.

Dann ging Solomon weiter.

Diahann gab noch zwei Schüsse ab. Einmal feuerte sie über Solomons Kopf hinweg, dann zielte sie auf den Boden vor dem Chefmediziner. Der große Mann ließ sich davon nicht aufhalten.

Solomon trug einen unförmigen Anzug von dunkelgrauer Farbe. Er hatte einen schmalrandigen Hut auf, der jedoch kaum seinen Kopf bedeckte.

Diahann legte das Gewehr weg und verließ den Wagen. Sie setzte sich vorn auf das Fahrzeug und wartete auf Solomon. Inzwischen war die Sonne untergegangen. Bald würde es neblig und kühl werden. Das Celanesische Jahr ging zu Ende. Vielleicht endete mit ihm die Herrschaft von Groove Solomon und der PM, überlegte Diahann.

Solomon blieb unmittelbar vor dem Wagen stehen. Auch hier im Freien wirkte er groß und massig. Trotzdem stieg so etwas wie Mitgefühl in Diahann auf. Wahrscheinlich war es das gleiche Gefühl, das sie beim Anblick eines uralten Baumes, der gefällt werden sollte, empfunden hätte.

Solomons Stimme jedoch löschte jede Gefühlsregung in ihr aus.

„Wo sind deine beiden Freunde?“ fragte er mit einem Blick auf die Space-Jet.

„Warum suchst du sie nicht?“, entgegnete sie trotzig und warf den Kopf in den Nacken. Ihre Widerspenstigkeit kam ihr plötzlich lächerlich vor, und sie mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen und zu Solomon zu gehen.

Der Chefmediziner beachtete sie nicht länger, sondern ging zur Space-Jet. Diahann sah, daß er unbewaffnet war. Sie beobachtete, wie er im Innern des diskusförmigen Raumschiffs verschwand und gleich darauf wieder herauskam. Er ging zu den sechs bewußtlosen Männern und untersuchte sie. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit den bewußtlosen Eingeborenen zu. Offenbar versuchte er in Gedanken zu rekonstruieren, was sich hier abgespielt hatte.

Als er zu Diahann zurückkam, hatte sich eine Falte in seine Stirn gegraben, und seine Augen waren halbgeschlossen. So sah er immer aus, wenn er angestrengt nachdachte.

„Freiwillig wirst du mir wohl keine Auskünfte geben“, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. Er trat näher an den Wagen heran und blickte ins Innere. Er brummte überrascht, als er die Waffen liegen sah, die Diahann eingesammelt hatte.

„Im ersten Augenblick dachte ich, Stalmaster und die anderen hätten die Eingeborenen zurückgetrieben“, sagte er. „Dann sah ich, daß die Inkheads dort drüben nur bewußtlos sind. Also haben die beiden Terraner eingegriffen. Wahrscheinlich ist es ihnen sogar gelungen, einen Kampf zu verhindern.“

Sie sah ihn nur an.

Solomon beugte sich hinab und schob seinen Oberkörper ins Wageninnere. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er ein Schnellfeuergewehr in den Händen. Er überprüfte es kurz und ging dann in Richtung der bewußtlosen Eingeborenen. Diahann folgte ihm und hielt ihn am Arm fest.

„Was hast du vor?“ rief sie.

Er sah sie nicht an, als er antwortete.

„Ich erschieße die Eingeborenen, bevor sie wieder zu sich kommen.“

Diahann erschauerte vor Entsetzen. Sie klammerte sich an seinem Arm fest, aber er schüttelte sie mühelos ab und ging weiter.

„Das darfst du nicht tun“, sagte sie. „Es wäre Mord.“

Als er sie anblickte, erkannte sie eine Wildheit in seinen Augen, von der sie noch nichts gewußt hatte, und sie schrak davor zurück. Er hob drohend die Waffe.

„Auf dieser Welt tue ich, was ich für richtig halte“, sagte er. Verächtlich fügte er hinzu:

„Weder du noch die beiden Raumfahrer können mich daran hindern.“

Er legte an.

„Halt!“ schrie sie atemlos. „Ich sage dir, wo die beiden Männer sind.“

„Sprich!“ sagte er.

Sie streckte die Hand aus, und er übergab ihr nach kurzem Zögern das Gewehr.

„Redhorse und Sulfat haben sich den Eingeborenen angeschlossen“, log sie. „Sie wollen mit ihnen zum Kontinent, um sich das Gebiet der Inkheads anzusehen.“

Solomons Blicke schienen sie durchdringen zu wollen.

„Das klingt ziemlich phantastisch“, sagte er. „Findest du nicht auch? Ich kann mir nicht vorstellen, daß zwei erfahrene Raumfahrer zu einem solchen Unternehmen aufbrechen und ihr Raumschiff mit offener Schleuse zurücklassen.“

„Sie rechneten damit, daß ich mich um alles kümmern würde“, sagte Diahann.

Obwohl Solomon nicht antwortete, vermutete sie, daß er ihre Lügen mühelos durchschaute.

Sie folgte ihm, als er zum Wagen zurückging. Solomon beachtete sie nicht. Er stellte eine Funkverbindung zur Klinik her.

Botany Rascall meldete sich.

„Glauben Sie, daß Sie Velare jetzt erreichen können?“ fragte Solomon.

„Ich kann es versuchen“, antwortete Rascall.

„Es ist wichtig“, sagte Solomon. „Diahann behauptet, daß die beiden Raumfahrer mit den Inkheads gegangen sind. Alles, was ich hier sehe, spricht dagegen. Versuchen Sie, Velare zu erreichen und geben Sie mir sofort bekannt, wenn Sie etwas von ihm erfahren. Noch etwas: Ich brauche zwei Klappboote mit entsprechender Ausrüstung und zwanzig Männer. Schicken Sie mir alles hierher.“

„Das mache ich“, sagte Rascall.

Diahann hatte mich wachsender Unruhe zugehört. Wer war Velare? Sie hatte diesen Namen noch nie gehört. Warum erhoffte sich Solomon ausgerechnet von Velare wertvolle Informationen?

War Velare überhaupt ein Mensch?

„Was wird mit mir geschehen?“ fragte Diahann.

Ihr Schicksal war ihr im Augenblick gleichgültig, aber sie wollte Solomon herausfordern. Sie mußte ihn dazu bringen, daß er die Nerven verlor. Nur dann konnte sie erwarten, etwas von ihm zu erfahren. Dabei ging sie von der Voraussetzung aus, daß er noch immer Interesse an ihr hatte. Sie konnte nicht glauben, daß sie nur ein Spielzeug für ihn gewesen war.

Gleichzeitig stiegen Zweifel in ihr auf. Konnte sich dieser Mann überhaupt gefühlsmäßig engagieren?

Solomon sah sie ausdruckslos an.

„Ich verheirate dich mit Botany Rascall“, sagte er.

Obwohl sie sich zwang, vollkommen ruhig zu bleiben, weiteten sich ihre Augen.

„Einer solchen Heirat würde ich niemals zustimmen“, erklärte sie.

Er machte eine nachlässige Bewegung.

„Es ist kein Problem, die Psyche eines Menschen zu ändern“, sagte er. „Ich kann dich sogar dazu bringen, daß du ihn liebst.“

Das also würde seine Rache sein! Wahrscheinlich war er grausam genug, um sie auch durchzuführen.

„Du wirst deine Machtposition verlieren, Groove“, sagte sie. „Celanese-Inseln werden noch vor Beginn des Winters eine ausgestorbene Kolonie sein.“

„Du täuschst dich“, sagte er selbstsicher. „Diese beiden Raumfahrer bedeuten keine Gefahr. Auch dann nicht, wenn sie Gelegenheit erhalten sollten, ihr auf diesem Planeten gesammeltes Wissen an das Kolonialamt weiterzugeben.“

Diahann war jetzt endgültig sicher, daß Solomon mit den Blues in Verbindung stand und irgendein Abkommen mit ihnen geschlossen hatte. Um seine Macht zu festigen, hatte er die Menschheit verraten. Ein solcher Mann würde auch nicht vor Mord zurückschrecken.

Übelkeit stieg in Diahann auf, als sie daran dachte, in welchem Verhältnis sie früher zu Groove Solomon gestanden hatte.

Solomon kümmerte sich nicht um sie. Wahrscheinlich hätte er sie auch nicht aufgehalten,

wenn sie sich in Richtung der Stadt entfernt hätte. Er wußte, daß sie ihm nicht entkommen konnte.

Zwei Stunden später war es vollkommen dunkel. Diahann saß auf dem Wagen. Solomon hielt sich im Wageninneren auf.

In der Ferne tauchten Lichter auf.

„Das sind die Fahrzeuge mit den Booten“, sagte Solomon.

„Was hast du vor?“ fragte sie.

„Es kann sein, daß wir zum Kontinent hinüber müssen“, erklärte er bereitwillig.

Er behandelte sie nicht wie seine Feindin, sondern wie ein ungezogenes Kind, das man mit Mißachtung behandelt und das man bestraft.

Solomon stieg aus, um die ankommenden Männer zu begrüßen. Er befahl, die Boote auf den Fahrzeugen zu lassen, damit man sie zum Meer transportieren konnte.

„Es wird am besten sein, wenn Sie schon vorfahren und die Boote zusammenbauen“, sagte Solomon zu Naipa Praz, dem Anführer der Gruppe. „Ich komme nach, sobald ich alle Vorbereitungen getroffen habe.“

Die Fahrzeuge ruckten an, und bald darauf verschwanden ihre Lichter im Nebel und in der Dunkelheit.

Es wurde schnell kühler, aber Diahann zögerte noch immer, zu Solomon in den Wagen zu klettern.

Solomon saß wie versteinert auf dem Sitz. Er schien nachzudenken. Diahann hätte viel dafür gegeben, wenn sie seine Gedanken hätte erfassen können. Fürchtete Solomon um seine Stellung auf Celanese? Spürte er Unsicherheit?

Sie erinnerte sich an zwei Sätze, die er zu ihr gesagt hatte, als sie einmal mit ihm über seine Pläne ins Gespräch gekommen war.

„Die Erde war zu klein für mich, deshalb bin ich nach Celanese gegangen. Aber eines Tages wird auch Celanese zu klein für mich sein.“

Wonach suchte ein Mann wie Groove Solomon? Genügte ihm Macht, unbegrenzte Macht, um glücklich zu sein? Diahann konnte sich nicht vorstellen, daß Solomon Ruhe finden würde, wenn er alles beherrschte.

Ein Geräusch, das aus dem Wagen kam, rief Diahann in die Wirklichkeit zurück. Sie war fast neben dem Wagen eingeschlafen. Ihre verworrenen Gedanken klärten sich. Sie blickte in den Wagen. Im Licht der Kontrollen sah sie die Umrisse Solomons, der sich vorgebeugt hatte und in das Funkgerät sprach.

„Ich höre Sie, Botany.“

„Velare hat sich gemeldet“, sagte Rascall. Dann wurde seine Stimme so undeutlich, daß Diahann nicht verstehen konnte, was er sagte. An den Bewegungen Solomons glaubte sie jedoch zu erkennen, daß er wichtige Informationen erhielt.

Das Gespräch zwischen Botany Rascall und Solomon dauerte nicht lang. Als es beendet war, schaltete der Chefmediziner die Wagenlichter ein. Er schwang seine Beine heraus. Obwohl er fast vollkommen dunkel war, glaubte Diahann zu erkennen, daß Solomon sie triumphierend anstarrte.

„Ich habe soeben mit Botany Rascall gesprochen“, sagte er.

„Ich hörte es“, antwortete sie.

„Velare hat sich gemeldet“, sagte er. „Er hat mir mitgeteilt, daß Redhorse und Surfat nicht freiwillig mit den Eingeborenen gegangen sind. Im Gegenteil: Die Raumfahrer sind Gefangene der Inkheads.“

Diahann senkte den Kopf. Solomon hatte sich nicht täuschen lassen. Bevor er handelte, vergewisserte er sich stets, ob sein Eingreifen gerechtfertigt war.

„Enttäuscht?“ fragte Solomon. „Du hast doch etwa nicht geglaubt, daß du mich irreführen kannst?“

Sie antwortete nicht, aber sie wich zurück, als Solomon ihr eine Hand auf die Schulter legen

wollte.

„Die Eingeborenen haben uns einen großen Gefallen getan“, sagte Solomon. „Velare wird die Inkheads veranlassen, Redhorse und Surfak zu töten. Weißt du, was das bedeutet?“

Er beantwortete seine Frage selbst, da Diahann unfähig war, irgend etwas zu sagen.

„Sobald Redhorse und seine Begleiter tot sind, fliegen wir die Space-Jet zum Kontinent. Dann benachrichtige ich den Kommandanten der CRUSADER und teile ihm mit, daß seine beiden Beauftragten von einem Flug zum Kontinent nicht zurückgekommen sind.“ Solomon unterbrach sich einen Augenblick. Als er fortfuhr, konnte Diahann am Klang seiner Stimme erkennen, daß er bei guter Stimmung war. „Major Cudy von der CRUSADER wird eine Suchmannschaft zum Kontinent schicken. Die Männer werden ihre toten Freunde und die Space-Jet finden. Bürgermeister Barkin Kral wird der Solaren Flotte sein Mitgefühl ausdrücken und erklären, daß er Redhorse und Surfak vor einem Flug zum Kontinent gewarnt hätte. Sie wollten aber nicht auf den Kolonisten hören, die beiden unternehmungslustigen Raumfahrer.“

Solomon rieb sich die Hände.

„Niemand wird auf den Gedanken kommen, uns zu verdächtigen. Alles wird so wie früher sein.“

Diahann starrte auf den Boden. Sie wußte, daß Solomons Pläne in Erfüllung gehen würden. Sie selbst war daran schuld, wenn zwei Männer starben und Solomon weiterhin an der Macht blieb. Das Kolonialamt würde nichts von den Vorfällen auf Celanese-Insel erfahren, weil die beiden einzigen Zeugen, die darüber ohne Beeinflussung berichten konnten, sterben mußten. Aufgewiegelt von einem Blue, der Velare hieß, würden die Inkheads keinen Augenblick zögern, die beiden Männer zu töten.

Sie hörte, wie Solomon in den Wagen kletterte und den Motor anspringen ließ.

„Jetzt fahre ich zum Meer“, sagte er. „Von dort aus setzen wir in den Booten zum Kontinent über. Ich möchte mich persönlich davon überzeugen, daß alles so verläuft, wie ich mir das vorgestellt habe.“

Das Mädchen stand niedergeschlagen neben dem Fahrzeug. Solomon langte mit einem Arm heraus, packte sie und riß sie neben sich auf den Sitz.

„Du kommst mit“, sagte er rauh. „Du sollst die beiden Toten sehen, damit du dir Gedanken über deine Dummheit machen kannst.“

Diahann besaß nicht die Kraft, sich zur Wehr zu setzen. Sie schluchzte, als Solomon losfuhr. Ab und zu sprach der Chefmediziner mit Botany Rascall, aber Diahann hörte nicht zu. Ihr Schicksal und das der Kolonie waren besiegt.

8.

Don Redhorse kam zu sich. Er spürte heftige Schmerzen im Kopf. Von irgendwoher kam das Plätschern von Wasser. Es war kalt. Redhorse öffnete mühsam die Augen. Es war fast vollkommen dunkel. Er wurde hin und her geschaukelt. In seiner unmittelbaren Nähe unterhielt sich jemand mit Grunzlauten.

Er stellte fest, daß er am Boden eines primitiven Bootes lag. Seine Erinnerung kehrte zurück. Die Eingeborenen, die ihn niedergeschlagen hatten, entführten ihn in einem Boot. Aber wo war Brazos Surfak? Der Cheyenne wollte sich aufrichten und stellte dabei fest, daß er gefesselt war. Obwohl er den Kopf nicht bewegen konnte, fand er schnell heraus, daß außer ihm noch drei Inkheads im Boot waren. Zwei davon paddelten. In der Nähe schienen sich noch mehr Kanus auf dem Wasser zu befinden, denn ab und zu klangen laute Rufe zu dem Boot herüber. Redhorse überprüfte die Festigkeit seiner Fesseln. Sie bestanden aus einem zähen, wahrscheinlich unzerreißbaren Material. Trotzdem konnte er die einzelnen Knoten durch geschickte Bewegungen lockern. Er lächelte schwach. Das war etwas, was er in seiner Jugend

gelernt hatte. Er war damals der Meinung gewesen, daß ein echter Cheyenne mit Fesseln sollte umgehen können. Später hatte er anders darüber gedacht, doch nun kam ihm zugute, was er sich vor vielen Jahren angeeignet hatte.

Redhorse vermutete, daß Surf at in einem anderen Boot lag. Die Kanus waren zu klein, um zwei Gefangene und noch eine Besatzung darin unterzubringen.

Er konnte froh sein, daß man ihn nicht sofort getötet hatte. Vielleicht waren sich die Eingeborenen noch nicht darüber im klaren, ob die beiden Raumfahrer ihre Feinde oder ihre Freunde waren. Mit ein paar Bewegungen stellte Redhorse fest, daß man ihm seine gesamte Ausrüstung abgenommen hatte.

Es war kalt und neblig. Redhorse fror. Ab und zu tropfte Wasser von den Paddeln auf ihn. Wenn sein Gefühl ihn nicht trog, kam das Kanu schnell voran. Das Meer war ruhig, so daß sich die Paddler nicht anstrengen mußten.

Redhorse wünschte, er hätte mehr über die Eingeborenen von Celanese gewußt. Sie konnte er nur erraten, was man mit ihm vorhatte. Vielleicht sollte er irgendeinem Häuptling vorgestellt werden, bevor man ihn umbrachte. Redhorse verzog grimmig das Gesicht. Er verspürte wenig Lust, als Trophäe am Gürtel eines Inkheads zu enden.

Er hoffte, daß ihm jetzt sein Wissen über seine Vorfahren etwas nutzte. Er erinnerte sich an alles, was er über die Indianerstämme gelesen hatte. Vielleicht war die Mentalität dieser Wilden der seiner Ahnen nicht unähnlich.

Redhorse dachte an Diahann Uggam. Er befürchtete, daß das Mädchen inzwischen Groove Solomon in die Hände gefallen war. Der Chefmediziner würde triumphieren, wenn er vom Schicksal der beiden Raumfahrer erfuhr.

Der Leutnant preßte die Lippen aufeinander. Noch war er am Leben. Er war entschlossen, nach Celanese-Insel zurückzukehren.

Die Rufe der Eingeborenen wurden lauter. Sie schienen sich auf diese Art zu verständigen. Redhorse fragte sich, wie sie bei Dunkelheit und Nebel den richtigen Kurs halten konnten. Wahrscheinlich verließen sie sich ganz auf ihren Instinkt.

Plötzlich hörten die Paddelgeräusche auf. Gleich darauf vernahm Redhorse ein Knirschen. Das Kanu hatte das Ufer des großen Kontinents erreicht. Inzwischen hatte der Cheyenne seine Fesseln weit genug gelockert, um sich von ihnen befreien zu können, wenn es darauf ankam. Vorläufig dachte er jedoch nicht an Flucht. Zunächst wollte er herausfinden, wo er sich befand und was die Inkheads vorhatten.

Das Kanu, in dem der Raumfahrer lag, wurde weiter an Land gezerrt. Dann erschienen ein paar Eingeborene, die Redhorse aus dem Boot hoben. Auf den Schultern von vier Inkheads wurde er davongetragen.

Je weiter sie sich vom Meer entfernten, desto mehr ließ der Nebel nach. Redhorse konnte sich nur anhand der Geräusche orientieren. Daran, daß Blätter und Zweige seinen Körper streiften, erkannte er, daß sie in einen Wald eingedrungen waren.

Er nahm das Risiko auf sich, nach Surf at zu rufen.

„Korporal!“ rief er laut.

„Sir!“ stieß Surf at erleichtert hervor. Dem Klang seiner Stimme nach zu schließen, war er nicht weit entfernt. „Ich bin froh, daß Sie in meiner Nähe sind.“

„Ich bin gespannt, wohin man ...“ Eine behaarte Hand klatschte in Redhorses Gesicht und zwang ihn zur Ruhe.

Er wußte jetzt, daß Surf at noch am Leben war.

Es störte die Eingeborenen nicht, wenn spitze Äste das Gesicht ihres Gefangenen zerkratzten. Immer wieder wurde Redhorse gegen Baumstämme gestoßen, geknufft und geschlagen. Er ertrug diese Behandlung gelassen, weil er sich in die Gedanken der Inkheads versetzen konnte. Wahrscheinlich hatten die Eingeborenen bei früheren Angriffen auf die Kolonie immer wieder Niederlagen hinnehmen müssen, und auch diesmal war die Gefangennahme der beiden Raumfahrer ihr einziger Erfolg. Unter diesen Umständen erschien es fast verständlich,

wenn die Eingeborenen ihre schlechte Laune an den beiden Terranern ausließen. Redhorse schätzte, daß etwa eine Stunde verstrichen war, als man ihn unsanft zu Boden fallen ließ. Er landete mit dem Gesicht im feuchten Laub. Er hätte sich mühelos herumdrehen können, doch er wollte nicht zeigen, wie beweglich er trotz seiner Fesseln war. In unmittelbarer Nähe hörte er Brazos Surfat stöhnen, aber er wagte nicht den Korporal zu rufen.

Nach einiger Zeit, während der sich die Inkheads in ihrer primitiven Sprache zu streiten schienen, wurde Redhorse aufgehoben. Harte Hände schlangen zwei Stricke um seinen Körper. Er fragte sich, was nun geschehen würde. Plötzlich waren auch über ihm Stimmen. Er erschauerte.

Wollten die Inkheads ihn etwa aufhängen? ;

Mit einem Ruck wurde er vom Boden hochgerissen ! und nach oben gezogen. Die Eingeborenen hatten eine -| Schleife um seine Brust und eine zweite um seine Beine } geschlungen. Das Manöver war für Redhorse zwar ,| schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Er dachte an Surfat. Der dicke Mann hatte bestimmt mehr zu leiden, wenn man mit ihm auf die gleiche Weise verfuhr.

Die Aufwärtsbewegung hörte auf. Hände griffen nach Redhorse und zerrten ihn auf eine Art Plattform. Überall waren große Schatten. Redhorse nahm an, daß es die Baumhütten der Inkheads waren.

Neben ihm keuchten ein paar Eingeborene. Sie schienen damit beschäftigt zu sein, Brazos Surfat hochzuziehen. Redhorse mußte trotz seiner unerfreulichen Lage lächeln, als er daran dachte, welche Kraft die Inkheads aufwenden mußten, um Surfat hochzuziehen.

Wieder wurde der Cheyenne hochgehoben und ins Innere einer Baumhütte getragen. Jetzt war es vollkommen dunkel. Der Eingang wurde zugehängt.

Minuten später entstanden draußen laute Geräusche. Die Eingeborenen schleppten Surfat herein und ließen ihn unsanft fallen. Der Korporal stieß ein paar Verwünschungen aus, was ihm Hiebe einbrachte.

Dann wurde es innerhalb der Hütte still. Von draußen kamen die Stimmen der Inkheads. Redhorse war sicher, daß sie Wachen aufgestellt hatten.

„Hallo, Brazos!“ flüsterte der Leutnant.

„Sir!“ schnaubte Surfat. „Ich dachte mir, daß Sie auch hier sind.“

„Die Eingeborenen scheinen nicht die Absicht zu haben, uns zu töten“, sagte Redhorse.

„Jetzt noch nicht“, stimmte Surfat zu. „Aber was haben sie mit uns vor? Vielleicht warten sie, bis es hell wird und bringen uns dann um.“

Redhorse sagte: „Ich habe meine Fesseln gelockert. Es ist einfach für mich, sie endgültig abzustreifen.“

Surfat bewegte sich heftig.

„Worauf warten Sie dann noch?“ erkundigte er sich. „Kommen Sie zu mir und binden Sie mich los, damit wir fliehen können.“

„Benutzen Sie Ihren Kopf“, empfahl Redhorse ihm. „Draußen sitzt eine uns nicht bekannte Anzahl zu allem entschlossener Wächter. Außerdem würden wir, wenn wir überhaupt aus dem Dorf entkommen, uns im Wald verirren. Wir müssen warten, bis es hell wird. Außerdem hoffe ich noch immer, daß wir uns mit den Eingeborenen auf friedlichem Weg verständigen können.“

Surfat murmelte eine undeutliche Bemerkung, die erkennen ließ, daß er Redhorses Ansicht nicht teilte.

„Machen Sie keine Dummheiten“, warnte Redhorse den Korporal. „Wir greifen nur auf meinen Befehl an.“

„Sie könnten mich wenigstens losbinden“, sagte Surfat.

„Ich sage Ihnen, wie Sie die Fesseln lockern können, ohne daß es auffällt“, erbot sich Redhorse.

Er erklärte Surfats ausführlich, was zu tun war, aber der Korporal gab seine Anstrengungen bald auf.

„So geht es nicht“, sagte er wütend.

„Warten Sie bis später“, sagte Redhorse.

Der Korporal verstummte. Redhorse überlegte, was die Inkheads mit ihnen vorhaben konnten. Etwas später fiel er in einen unruhigen Schlaf, aus dem er immer dann erwachte, wenn sich draußen die Wächter ablösten.

Dann erklang eine fremdartige Stimme durch die Nacht. Sie hörte sich seltsam und böse an; es war nicht die Stimme eines Inkheads.

Mit einem Schlag war Redhorse hellwach. Er richtete sich auf, um zu lauschen. Daran, daß er Surfats nicht mehr atmen hörte, erkannte er, daß auch der Korporal die unheimliche Stimme vernommen hatte.

„Was war das, Sir?“ fragte Surfats verwirrt.

„Still!“ zischte Redhorse. „Ich hoffe, wir hören es noch einmal.“

Der Lärm, den die Eingeborenen machten, war so groß, daß alle anderen Geräusche untergingen. Dann jedoch erklang wieder die befehlsgewohnte und fremde Stimme. Redhorse preßte die Lippen zusammen.

„Diese Stimme kenne ich“, sagte Surfats. „Es ist ein Blue.“

„Ja“, bestätigte Redhorse.

Surfats sagte: „Wir wissen jetzt, auf wen die Eingeborenen hören. Unser Schicksal dürfte feststehen. Wollen Sie mich *jetzt* losbinden?“

„Nein“, lehnte Redhorse ab. „Ich will herausfinden, welche Pläne die Blues auf Celanese verfolgen. Wahrscheinlich arbeiten sie mit Groove Solomon und den Praktizierenden Medizinern zusammen, aber nur, um eigene Vorteile zu erlangen.“

Surfats antwortete nicht. Der Blue sprach noch ein paarmal, und seine Stimme löste jedesmal heftiges Geschnatter bei den Inkheads aus. Redhorse glaubte zu hören, daß die Eingeborenen nicht mit allem einverstanden waren, was der Fremde von ihnen verlangte.

Schließlich wurde es still. Redhorse war auf alles gefaßt, aber die Minuten verstrichen, ohne daß jemand zu den Gefangenen in die Baumhütte kam. Ab und zu erklangen die schläfrigen Stimmen der Wächter. Dann drang Surfats Schnarchen durch die Dunkelheit. Auch Redhorse schlief wieder ein, aber er träumte und schreckte immer wieder hoch.

Als es langsam dämmerte, fühlte Redhorse sich nicht ausgeruht. Surfats erwachte.

„Es wird hell“, sagte er.

Redhorse ahnte, daß der neue Tag eine Entscheidung bringen würde. Die Inkheads warteten wahrscheinlich nur, bis das Tageslicht durch die Baumwipfel drang.

Würde der Blue wieder auftauchen, oder hatte er sich damit begnügt, den Eingeborenen Befehle zu geben?

Redhorse konnte jetzt verschiedene Einzelheiten seiner Umgebung erkennen. Die Hütte war fast quadratisch, etwa vier auf vier Meter, und knapp zwei Meter hoch. Sie war aus Stämmen zusammengefügt und mit Blättern und Moos gegen Regen und kalte Luft abgedichtet. Der Boden war weich und mit einer dicken Schicht weicher Gräser bedeckt. Von der Decke hingen getrocknete Früchte herunter.

Der Eingang der Hütte war mit einem geflochtenen Grasvorhang verdeckt. Redhorse rollte sich über den Boden, bis er den Eingang erreicht hatte. Durch die Ritzen spähte er hinaus. Wie er vermutet hatte, befanden sie sich hoch über dem Boden. Vor der Baumhütte war eine Plattform aus starken Ästen im Baum befestigt. Auf der Plattform kauerten vier Inkheads. Ihre Knüppel lagen neben ihnen am Boden. Sie schienen zu frieren, denn sie preßten sich dicht gegeneinander, um sich warmzuhalten.

Redhorse erweiterte den Ritz, indem er den Grasvorhang mit dem Kopf ein Stück zu Seite schob. Jetzt konnte er andere Hütten auf den benachbarten Bäumen sehen. Die Plattformen davor waren verlassen, aber der Cheyenne zweifelte nicht daran, daß die Hütten bewohnt

waren. Wenn er jetzt mit Surfath einen Fluchtversuch wagte, konnten sie vielleicht die vier Wächter überwältigen aber der Kampfplärm würde die anderen Eingeborenen herbeilocken. Redhorse kehrte an seinen ursprünglichen Platz zurück.

„Wie sieht es draußen aus?“ fragte Surfath gespannt.

„Vier Wächter hocken auf einer Plattform vor der Hütte“, berichtete Redhorse. „Wir befinden uns mitten in einem Dorf und haben ohne unsere Waffen keine Chance, den Inkheads zu entkommen.“

„Ich bin sicher, daß der Blue wieder auftaucht“, sagte Surfath. „Wenn wir bis dahin nicht verschwunden sind, brauchen wir uns keine Gedanken mehr um die Zukunft zu machen.“ „Ich weiß nicht, wie groß der Einfluß des Blues auf die Inkheads ist“, sagte Redhorse nachdenklich. „Ich hoffe, daß die Eingeborenen zu sehr an ihren alten Überlieferungen hängen, um sich in allen Belangen beeinflussen zu lassen.“

„Was haben Sie vor, Sir?“ fragte Surfath.

„Nichts“, erwiderte der Leutnant ausweichend.

„Können Sie jetzt vielleicht meine Fesseln lockern?“ fragte Surfath.

Redhorse rollte auf ihn zu.

„Ich löse Ihre Handfesseln“, sagte er. „Denken Sie daran, daß Sie Ihre Arme anspannen, wenn Inkheads in der Nähe sind. Nur dadurch können Sie verhindern, daß die Eingeborenen unsere Fesseln überprüfen. Sobald ich Ihnen ein Zeichen gebe, beugen Sie sich nach vorn und atmen tief aus. Dann können Sie die Stricke abstreifen.“

Redhorse machte sich an den Knoten zu schaffen, mit denen Surfaths Handgelenke gebunden waren. Er brauchte einige Zeit, bis er die Aufgabe zu seiner Zufriedenheit gelöst hatte.

„Ich merke keinen Unterschied“, sagte Surfath enttäuscht, als Redhorse sich von ihm zurückzog.

„Denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe“, antwortete der Cheyenne. „Wenn es darauf ankommt, werden Sie instinktiv richtig handeln.“

Ein dumpfes Geräusch, das durch den Wald hallte, ließ Redhorse aufhorchen. Nach einer kurzen Pause wiederholte sich das Geräusch, dann erklang eine ganze Serie weithin hörbarer Trommelschläge.

„Trommeln“, sagte Surfath.

„Wahrscheinlich schlagen die Inkheads mit ihren Keulen auf ausgehöhlte Baumstämme“, vermutete Redhorse.

„Dieses Trommeln am frühen Morgen hat etwas zu bedeuten“, sagte Surfath. „Ich befürchte, daß die Inkheads eine Feier vorbereiten, deren unfreiwilliger Mittelpunkt zwei Raumfahrer von der CRUSADER sein werden.“

„Warten wir ab“, sagte Redhorse. Er dachte an Major Cudy. Was hätte der Kommandant gesagt, wenn er die beiden Besatzungsmitglieder seines Schiffes in dieser mißlichen Lage hätte sehen können? Vermutlich hätte er sich nicht sehr lobend über ihr Vorgehen ausgedrückt.

Redhorse war dankbar, daß Surfath ihm keine Vorwürfe machte. Der Korporal hatte ein paarmal vorgeschlagen, den Major über die Verhältnisse auf Celanese-Insel zu informieren. Wäre Redhorse dem Wunsch nachgekommen, hätten sie jetzt nicht um ihr Leben bangen müssen.

Der Trommelwirbel nahm an Heftigkeit zu. Die Wächter auf der Plattform wurden unruhig. Ihre tiefen Stimmen wurden hörbar. Auch von den anderen Hütten klangen Schreie herüber. Die Inkheads erwachten.

Als es vollkommen hell war, tauchten sechs Eingeborene in der Baumhütte auf, die unter dem zusätzlichen Gewicht zu schwanken begann. Rücksichtslos wurde Redhorse gepackt und hinausgetragen. Er wehrte sich nicht. Bei Tageslicht konnte er seine Gegner genauer betrachten. Vom menschlichen Standpunkt aus waren die Eingeborenen häßlich, aber Redhorse war lange genug bei der Solaren Flotte, um zu wissen, wie relativ Begriffe wie

schön und häßlich waren.

Die Inkheads beratschlagten kurz, dann wurde Redhorse an zwei Stricken auf den Boden hinabgelassen. Vier Inkheads nahmen ihn dort in Empfang. Er wurde davongetragen, ohne vorher Surfats Erscheinen beobachten zu können. Er war jedoch sicher, daß eine zweite Gruppe Eingeborener mit Brazos Surfats der ersten folgen würde.

Noch immer dröhnten die Trommeln. Die Eingeborenen waren erregt. Zum erstenmal sah Redhorse auch jüngere Mitglieder des Stammes. Sie trugen noch keine Köpfe und Hände an den Gürteln. Auch die Frauen schienen dieses Privileg nicht zu besitzen.

Redhorse vermutete, daß nur die Männer im Kampfsalter solche Trophäen tragen durften.

Er hatte nie etwas davon gehört, daß sich die Inkheads untereinander bekämpften. Auch in den Berichten, die er gelesen hatte, waren keine Stammeskämpfe erwähnt.

Bei welcher Gelegenheit gelangten die Eingeborenen in den Besitz dieser makabren Zierde? Brachten sie sich gegenseitig um? Vielleicht wurden Vergleichskämpfe ausgeführt, deren Ausgang darüber bestimmte, wer Kopf und Hände verlor.

Redhorses Gedanken wurden unterbrochen, als vor ihnen ein großer freier Platz auftauchte.

Der Boden des Platzes war festgestampft. Ungefähr in der Mitte lag ein ausgehöhlter Stamm, der von zwei Eingeborenen mit Knüppeln bearbeitet wurde. Das war die Quelle des Trommellärms.

Der Cheyenne sah, daß sich etwa hundert Inkheads am Rand des Platzes versammelt hatten.

Es wurden ständig mehr.

Redhorse wurde in der Nähe der Baumtrommel zu Boden geworfen. Wenig später erschien die zweite Gruppe mit Surfats.

„Es wird Zeit, daß wir etwas unternehmen, Sir“, sagte Surfats, als er neben dem Cheyenne lag.

„Wenn mich nicht alles täuscht, liegen wir auf dem Opferplatz der Inkheads.“

Redhorse sagte: „Bevor wir eine Verzweiflungstat begehen, müssen wir wissen, was die Eingeborenen vorhaben.“

Ein stämmiger Eingeborener, dessen Haarpelz fast grau war, näherte sich den beiden Männern.

Der Inkhead trug ein Messer aus gatasischem Stahl.

Ein Blue-Messer!

Da alle anderen Eingeborenen nur mit Knüppel und Schleudern bewaffnet waren, nahm Redhorse an, daß er den Häuptling der Inkheads vor sich hatte. Er erwiderte den starren Blick der gelben Augen, die sich auf ihn gerichtet hatten.

Der Eingeborene begann in seiner kehligen Sprache auf ihn einzureden.

„Tut mir leid“, sagte Redhorse bedauernd. „Ich weiß nicht, was du von mir willst.“

Der Inkhead knurrte drohend und schwang das Messer über seinem Kopf. Redhorse bereitete sich darauf vor, blitzschnell zur Seite zu rollen und den Angriff abzuwehren.

Doch der Inkhead wandte sich plötzlich wieder ab und ging zur Mitte des freien Platzes. Die Trommeln waren inzwischen verstummt. Auf der Lichtung wimmelte es von Inkheads.

Redhorse schätzte, daß sich inzwischen fünfhundert Eingeborene eingefunden hatten. Es war verhältnismäßig ruhig. Nur ab und zu wurde ein zorniges Knurren laut, wenn sich zwei Ankömmlinge um einen Platz stritten.

Dann erschien der Blue.

Es wurde augenblicklich still, als der zwei Meter große Fremde mit dem langen Hals und dem diskusförmigen Kopf den freien Platz betrat.

Redhorse sah, daß der Blue eine Kampfkombination und verschiedene Waffen trug.

Wahrscheinlich war er mit allem ausgerüstet, was die gatasische Technik einem einzelnen Raumfahrer bieten konnte.

Der Blue schien die Sprache der Eingeborenen zu beherrschen, denn er unterhielt sich mit dem Inkhead, der das Messer trug.

Dann näherten sich die beiden so verschiedenen Wesen den Gefangenen. Die Katzenaugen

des Blues zeigten keinerlei Gefühle.

„Ich bin Velare“, sagte er in schwerfälligem Interkosmo.

„Sie kennen unsere Sprache?“ Redhorse war überrascht.

„Ja“, sagte Velare. „Ich bin Spezialist für terranische Angelegenheiten. Seit Jahren arbeiten wir auf diesen Moment hin. Diese Kolonie liegt uns zu nahe an unserem Einflußgebiet, deshalb wollen wir sie erobern. Wir kennen die Mentalität Ihres Volkes. Sie werden die Kolonie räumen, wenn auf Terra bekannt wird, daß die Eingeborenen gegen die Kolonisten kämpfen.“

So war das also! dachte Redhorse.

Nicht Groove Solomon war die Macht, die auf Celanese die Fäden spann, sondern ein Blue aus dem Volk der Gataser. Velare hatte ein Abkommen mit Solomon getroffen, das er nie einhalten würde. Gleichzeitig spielte er die Eingeborenen gegen die Kolonisten aus.

Redhorse war sicher, daß die Gerüchte, die über Celanese im Umlauf waren, von den Blues stammten. Auf diese Weise hatten die Diskusköpfe eine Untersuchung der Kolonie geradezu herausgefordert. Indem sie Groove Solomon unterstützten, schufen sie alle Voraussetzungen zu einem Kampf zwischen den Inkheads und den Kolonisten.

Redhorse runzelte die Stirn. Ein Mann von Solomons Format hätte eigentlich merken sollen, was das wahre Ziel der Blues war. Glaubte Solomon wirklich, daß er von den Gatasern unterstützt wurde, ohne daß diese schlaunen Wesen sich einen Vorteil davon versprochen?

Der Cheyenne wandte sich an Velare.

„Kennen Sie Groove Solomon?“

„Ich habe oft mit ihm gesprochen“, bekannte Velare. „Wir haben ihm geholfen, seine Macht auszubauen. Er erhielt von uns viele Ausrüstungsgegenstände. Wir haben sogar einen Satelliten in eine Umlaufbahn gebracht.“

„Die Eingeborenen sind nur Mittel zum Zweck für Sie“, warf Redhorse dem Blue vor.

„Natürlich“, sagte Velare. „Wir werden sie alle töten, wenn wir diesen Planeten zu einem Stützpunkt ausbauen. Vorläufig jedoch werden die Inkheads alles tun, was ich von ihnen verlange. Sie verehren mich als Gottheit.“

Die Blues waren äußerst geschickt vorgegangen, überlegte Redhorse mit widerwilliger Anerkennung. Auch wenn Perry Rhodan die Hintergründe für die Ereignisse auf Celanese erfahren sollte, würde ihm keine andere Wahl bleiben, als die Kolonie zu räumen. In einem solchen Fall würden allerdings auch die Gataser keinen Stützpunkt auf Celanese errichten können, denn der Großadministrator würde einige große Kampfschiffe im Aztran-System stationieren. Deshalb mußten die Blues daran interessiert sein, daß ihre Anwesenheit im Aztran-System niemals auf Terra bekannt wurde.

Die Schlußfolgerung aus diesen Überlegungen konnte nur sein, daß der Tod Groove Solomons und aller anderer Männer, die von den Blues auf Celanese wußten, schon geplant war.

Redhorses Gedanken wirbelten durcheinander. War Solomon tatsächlich so von seiner augenblicklichen Macht berauscht, daß er nicht ahnte, was ihm bevorstand? Oder gab es Zusammenhänge, von denen Redhorse jetzt noch nichts wußte?

„Es ist alles so gekommen, wie wir es vorhergesehen haben“, sagte Velare. Er war nicht in der Lage, in seinem Gesicht Triumph oder Freude zu zeigen, aber wenn es ein gatasisches Äquivalent für diese Gefühle gab, mußte Velare sie in diesem Augenblick empfinden.

„Ich werde Sie von den Eingeborenen töten lassen“, sagte der Blue. „Sie wissen zuviel über das, was sich auf Celanese ereignet hat. Wenn Sie nicht zurückkehren, werden andere Raumfahrer kommen, um nach Ihrem Verbleib zu forschen. Sobald sie auftauchen, werde ich die Inkheads zu einem neuen Angriff auf die Inselkolonie veranlassen.“

Velarcs Plan war einfach, aber er versprach den Blues Erfolg.

Redhorse bedauerte, daß er zusammen mit Surfat in der vergangenen Nacht keinen Fluchtversuch unternommen hatte. Jetzt war es zu spät.

Der Cheyenne und Sufat mußten zusehen, wie Velare den Häuptling der Inkheads heranwinkte. Die beiden unterhielten sich einen Augenblick, dann deutete Velare auf die beiden Terraner.

Redhorse konnte nicht verstehen, was der Blue dabei sagte, aber seine Geste war unmißverständlich.

Tötet sie! bedeutete sie.

*

Die beiden großen Boote der PM erreichten noch vor Anbruch des Morgens das Ufer des Kontinents. In jedem Boot hielten sich elf Personen auf.

Diahann und Solomon waren die einzigen unbewaffneten Passagiere, alle anderen PM hatten ihre gesamte Ausrüstung dabei.

Groove Solomon sprang als erster an Land. Irgendwo blitzte ein Scheinwerfer auf.

„Licht aus!“ rief Solomon wütend. „Wir müssen damit rechnen, daß die Inkheads Wächter aufgestellt haben.“

Einer der Männer packte Diahann am Arm und zog sie mit ans Ufer. Die Praktizierenden Mediziner unterhielten sich mit gedämpften Stimmen.

„Tragt die Boote in den Wald und versteckt sie!“ befahl Solomon. „Außerdem müssen alle Spuren am Ufer verwischt werden. Die Eingeborenen sollen noch nicht erfahren, daß wir hier sind.“

Jetzt erwies sich das harte Training, das die Männer in der Klinik absolviert hatten, als Vorteil. Schnell wurden die Boote im Wald versteckt. Alles ging mehr oder weniger geräuschlos vor sich.

Als die Männer fertig waren, kam Solomon zu Diahann; er fand sie trotz der fast vollkommenen Dunkelheit mit unheimlicher Sicherheit.

„Du begleitest mich“, sagte er.

Sie versuchte sein Gesicht zu erkennen.

„Was hast du vor?“ fragte sie.

„Setkor, du und ich brechen zum Dorf der Eingeborenen auf“, sagte Solomon. „Die anderen verstecken sich in der Nähe der Boote. Sie greifen nur ein, wenn ich sie über Funk rufe.“

Diahann antwortete nicht. Sie fragte sich, ob es zu Solomons Rache gehörte, wenn er sie an diesem Unternehmen teilnehmen ließ.

Setkor, der Solomon ebenfalls bis zum Dorf der Inkheads begleiten sollte, war einer der jüngsten Praktizierenden Mediziner. Er war mittelgroß und hager, zeichnete sich aber durch Intelligenz und Zähigkeit aus. Solomon hatte schon oft zu erkennen gegeben, daß Setkor sein Favorit war und eventuell Botany Rascall ablösen würde. Rascall haßte den jüngeren Mann, aber er unternahm nichts gegen ihn, weil alles, was man Setkor antat, einem Anschlag auf Groove Solomon gleichkam.

Diahann wußte, daß Solomon sich unbedingt auf Setkor verlassen konnte.

Solomon packte Diahann fest am Arm.

„Hör zu!“ sagte er rauh. „Begehe nicht den Fehler und versuche uns irgendwie zu schaden. Setkor und ich werden aufpassen. Wenn du dich so verhältst, wie ich es von dir erwarte, überlege ich mir die Sache mit Botany Rascall vielleicht noch einmal.“

Du widerlicher Lügner! dachte sie wuterfüllt.

Sie unterdrückte ihre Gefühle, weil sie wußte, daß ungezügelter Haß klare Entscheidungen verhindern würde. Wenn sie überhaupt eine Chance haben wollte, mußte sie ruhig bleiben und auf eine günstige Gelegenheit warten. Eine unüberlegte Handlung würde Solomon warnen und ihn veranlassen, noch schärfer gegen sie vorzugehen.

Solomon ließ sich ein Gewehr und ein Funkgerät aushändigen, dann brachen sie auf.

„Setkor weiß genau, wo das Dorf liegt“, sagte Solomon. „Er war schon ein paarmal mit einem

kleinen Boot auf dem Kontinent und hat die Inkheads beobachtet.“ Solomon lachte zufrieden. „Setkor ist der geborene Waldläufer, und er wird sich auch im Dunkeln nicht verlaufen.“ Setkor legte den Kopf in den Nacken, als wollte er Witterung aufnehmen.

„Es wird bald hell“, sagte er.

„Ich weiß“, sagte Solomon. „Man kann den Morgen riechen. Wir müssen uns beeilen. Sobald es hell ist, werden wir es schwer haben, das Dorf unentdeckt zu erreichen.“

Obwohl er seine schwere Ausrüstung trug, bewegte sich Setkor leichtfüßig und geräuschlos. Diahann mußte hinter ihm gehen, und Groove Solomon bildete den Abschluß. Die anderen Männer waren im Wald verschwunden. Die meisten von ihnen bedauerten wahrscheinlich, daß sie zurückbleiben mußten.

Das Mädchen bemühte sich, möglichst wenig Lärm zu machen, denn je seltener sie Solomons Unwillen auf sich lenkte, desto größer würde die Überraschung für ihn sein, wenn sie etwas gegen ihn unternahm. Sie lächelte vor Mitleid über ihre fast kindliche Planung. Was wollte sie schon gegen Solomon unternehmen? Gegen einen Mann, der scheinbar mühelos alle auftretenden Schwierigkeiten aus dem Weg räumte.

Sie kamen schneller voran, als sie erwartet hatte. Entweder besaß Setkor tatsächlich die Fähigkeiten eines Fährtsuchers, oder er hatte sich bei einem früheren Aufenthalt überall Zeichen gemacht, nach denen er sich orientierte. Aber selbst das war bei der herrschenden Dunkelheit bestimmt nicht einfach.

Es dämmerte bereits, als sie in die Nähe des Dorfes kamen. Setkor bewegte sich jetzt vorsichtiger und mied Lichtungen und Ansammlungen großer Bäume. Die beiden Männer hatten seit dem Aufbruch vom Ufer noch kein Wort miteinander gewechselt. Offenbar verstanden sie sich auch ohne Worte.

Als Setkor stehenblieb und den Arm hob, wußte Diahann, daß sie nicht mehr weit vom Dorf entfernt waren.

Setkor gab Solomon einige Zeichen, die Diahann in ihrer Ansicht bestärkten. Dann deutete der junge PM mit dem Daumen nach unten. Das bedeutete, daß sie die letzte Strecke kriechend zurücklegen würden.

Diahann lauschte angestrengt, aber sie hörte nur den Gesang der Vögel. Ab und zu raschelte es im Unterholz, wenn kleinere Tiere in ihre Schlupfwinkel flüchteten.

Setkor kroch wie eine Schlange durch das Buschwerk. Seine Ausrüstung schien ihn nicht zu behindern. Diahann blieb dicht hinter ihm. Zu ihrer Überraschung hielt auch Solomon mit. Trotz seiner massigen Figur verursachte er nicht mehr Geräusche als Diahann und Setkor. Schließlich blieb Setkor liegen und winkte. Diahann glitt an seine Seite. Dann kam Solomon. Sie lagen nebeneinander und atmeten heftig.

Setkor deutete auf einige Bäume, die nicht weit von ihnen entfernt standen. Diahann blickte auf und sah die Baumhütten der Inkheads. Das Dorf schien sich über ein größeres Gebiet zu erstrecken, denn Diahann sah, daß die Baumhütten verhältnismäßig weit voneinander entfernt waren.

Inzwischen war es hell geworden. Sie konnten keinen Eingeborenen sehen.

„Warum ist es so ruhig?“ flüsterte Solomon kaum hörbar.

Setkor lauschte angestrengt.

„Das Dorf scheint verlassen zu sein“, sagte er.

„Verlassen?“ Solomon blickte den PM ungläubig an. „Aber wohin sollen alle Inkheads gegangen sein?“

„In einiger Entfernung von hier gibt es eine große Lichtung, wo die Eingeborenen ihre Versammlungen abhalten“, berichtete Setkor. „Dort feiern sie auch, wenn es einen Anlaß dazu gibt.“

„Vermutlich sind sie alle dort“, sagte Solomon. „Sie haben zwei Gefangene gemacht.“

Diahann bemerkte, daß Setkor zögerte.

„Wir gehen weiter“, sagte Solomon.

„Es ist gefährlich“, bemerkte Setkor. „Wenn die Inkheads feiern, sind sie unberechenbar. Wenn sie uns entdecken, werden wir trotz unserer Waffen hier im Wald keine Chance gegen sie haben.“

„Wir gehen trotzdem weiter“, entschied Solomon.

Wie Diahann erwartet hatte, setzte der Chefphysiker seinen Willen durch. Achselzuckend stand Sektor auf. Obwohl er sicher zu sein schien, daß das Dort verlassen war, bestand er darauf, daß sie es umgingen. Er wollte kein Risiko eingehen.

Diahann schätzte, daß eine weitere Stunde verstrichen war, als sie endlich Stimmen hörten. Setkor blieb stehen und nickte Solomon zu. Seine Haltung sagte Diahann mehr als alle Worte. Sie hatten den Versammlungsplatz der Inkheads erreicht.

9.

Zoquer war so aufgeregt wie selten zuvor in seinem Leben. Nur als er seine Eltern erschlagen und ihre Köpfe und Hände voller Stolz in seine Hütte getragen hatte, war er in ähnlicher Hochstimmung gewesen. Vergessen war sein Zorn über Golques Benehmen, und vergessen war auch die Enttäuschung darüber, daß sie umgekehrt waren, ohne bis zur Stadt der Inselbewohner vorzustoßen.

Die beiden Gefangenen lagen neben dem Trommelstamm am Boden.

Quelcko und der Fremde hatten entschieden, daß sie sterben mußten. Zoquer hielt diese Entscheidung für gerecht. Inselbewohnern durfte man nicht trauen. Eine Zeitlang hatte Zoquer geglaubt, daß diese beiden Männer ihnen geholfen hätten, doch daran dachte er jetzt nicht mehr. Das, was sich zwischen dem Meer und der Stadt ereignet hatte, war zu kompliziert, um von dem Inkhead begriffen zu werden.

Außerdem waren beide Gefangene Ungläubige. Das allein war Grund genug, sie zu töten. Ein neuer Gedanke schlich sich in Zoquers Gehirn. Wir stand eigentlich Velare zu ihrer Religion? Er hatte sich noch nie dazu geäußert. Er trug weder Köpfe noch Hände.

Aber, so folgerte Zoquer, ein Gott mußte nicht unbedingt Eltern haben. Immerhin hätte sich Velare etwas anhängen können, was seine Verbundenheit mit den Gebräuchen der Inkheads demonstrierte.

Zoquer würde Golque vorschlagen, dem Fremden Köpfe und Hände der Gefangenen zu überreichen. Das war zwar nur ein Ersatz, aber Velare war ja auch kein Inkhead.

Zoquer blickte sich um. Seine Stammesgenossen waren aufgeregt. Sie alle beneideten Quelcko, der als Stammhüter das Vorrecht hatte, die Gefangenen zu töten. Zoquer fragte sich, ob Quelcko seinen Knüppel oder das Messer des Fremden benutzen würde.

Da er noch jung war, mußte Zoquer in den hinteren Reihen sitzen. Er hätte sich zu Golque gesellen können, der ihm einen Platz in der vordersten Reihe beschafft hätte, doch dazu war er zu stolz. Golque sollte nicht glauben, daß er ihn immer wie ein Kind behandeln konnte.

Quelcko hob einen Arm und es trat Ruhe ein.

„Mich Stammhüter!“ schrie Quelcko. „Mich sprechen Velare.“

Zustimmendes Gemurmel wurde laut, und auch Zoquer gab einen begeisterten Schnalzlaut von sich. Gleichgültig, was Quelcko sagte, in einem Augenblick wie diesem würde er nur Zustimmung erhalten.

Quelcko deutete mit seinem Messer auf die beiden Gefangenen.

„Das Inselbewohner“, sagte er anklagend. „Feinde.“

In den hinteren Reihe entstand Unruhe, denn nicht jeder Inkhead konnte die Gefangenen sehen. Zoquer hatte Glück, daß er und seine Nachbarn auf einer kleinen Erhöhung Platz gefunden hatten.

„Velare sprechen töten!“ fuhr Quelcko fort. Er streckte sich und genoß es sichtlich, von allen anderen mit Bewunderung, aber auch voller Neid angeblickt zu werden. Er hatte noch immer

die Waffen der Gefangenen am Gürtel hängen. Vermutlich hatte er sogar geschlafen, ohne sie abzulegen.

„Quelcko sprechen töten!“ rief der Stammhüter.

Ein Begeisterungssturm brach los. Die Inkheads hatten fest damit gerechnet, ein aufregendes Schauspiel zu erleben, und ihr Anführer enttäuschte sie nicht. Velare stand teilnahmslos da und sah zu. Flüchtig fragte sich Zoquer, was der gottähnliche Fremde denken mochte. Mit einer fast verächtlichen Bewegung warf Quelcko das Messer zur Seite, auf das er sonst so stolz war. Danach löste er alle Waffen, die er den beiden Gefangenen abgenommen hatte, von seinem Gürtel.

Zoquer verstand, daß Quelcko die Inselbewohner nach uraltem Zeremoniell töten wollte: mit dem Knüppel.

Andächtiges Schweigen herrschte, als der Stammhüter einen Knüppel ergriff. Langsam und voller Würde bewegte sich Quelcko auf seine beiden Opfer zu. Vor ihnen blieb er stehen und strich mit der freien Hand über Köpfe und Hände seiner Eltern. Das sollte ihm Mut und Klugheit verleihen.

Dann hob Quelcko den Knüppel, um ihn auf den größeren der beiden Männer herabsausen zu lassen.

Quelcko schlug mit aller Kraft - aber der Schlag traf ins Leere.

Der Fremde hatte sich zur Seite gerollt. Vom eigenen Schwung mitgerissen, taumelte Quelcko wutschnaubend nach vorn. Als er sich herumwarf, war der große Inselbewohner aufgesprungen. Seine Fesseln fielen von ihm ab.

Die Eingeborenen saßen wie erstarrt, als der Mann sich stolz aufrichtete und sich mit beiden Händen gegen die Brust schlug. Dann sprang er mit einem Satz auf den Trommelstamm zu und entriß einem der verblüfften Trommler einen Knüppel.

Nun deutete der Fremde auf sich und seine Keule, dann auf Quelcko und dessen Waffe.

Die Bedeutung dieser Handzeichen war auch dem dümmsten Inkhead klar. Der fremde Raumfahrer wollte gegen Quelcko kämpfen. Zu seiner Überraschung wurden von allen Seiten beifällige Rufe laut. Die kampferprobten Männer des Stammes bewunderten den Mut des Inselbewohners. Er hatte sich dem ersten Schlag entzogen. Er war bereit, um sein Leben zu kämpfen.

Zoquer zitterte vor Aufregung. Ein Zweikampf zwischen Quelcko und dem Fremden war ganz nach dem Geschmack der Inkheads. Obwohl kein Zweifel daran bestand, daß der Gefangene im Keulenkampf keine Chance gegen Quelcko hatte, wurde das Zeremoniell spannender und dauerte länger.

Da trat Velare vor.

„Mich sprechen töten!“ sagte er heftig. „Mich sagen kein Zweikampf.“⁴

Entrüstete Rufe wurden laut. Zum erstenmal waren die Inkheads mit einer Entscheidung Velares nicht einverstanden. Gewiß, er war vielleicht ein Gott, aber auch ein Gott mußte sich nach den alten Gebräuchen der Inkheads richten.

Quelcko wandte sich herausfordernd zu Velare um. Innerlich bebte er über seine Kühnheit, doch das sah ihm niemand an.

„Quelcko sprechen kämpfen!“ stieß er hervor.

Er erhielt uneingeschränkten Beifall von allen Angehörigen des Stammes. Doch Velare war hartnäckig.

„Mich sprechen töten!“ wiederholte er und griff nach einer seiner Waffen, die Feuer und Hitze verbreiten konnten.

Da bewies Quelcko, daß er tatsächlich der Stammhüter der Inkheads war.

„Velare töten, Velare gehen“, sagte er zornig.

Der Fremde mit dem langen Hals und der unbequemen Kleidung zögerte, dann schob er mit einer wütenden Bewegung seine Waffe zurück und sagte:

„Quelcko kämpfen!“

Zoquer hatte sich vor Aufregung erhoben, doch jetzt wurde er durch Zurufe und Faustschläge darauf aufmerksam gemacht, daß er anderen Inkheads die Sicht versperrte. Er ließ sich auf seinen Platz zurücksinken.

„Jetzt kämpfen!“ rief Quelcko dem Inselbewohner zu.

Obwohl es ausgeschlossen war, daß der Fremde die Worte des Stammhüters verstand, schien er genau zu wissen, worauf es ankam. In geduckter Haltung umkreiste er Quelcko. Den Knüppel hielt er in der Hand. Quelcko stieß einen Schrei aus und ging zum Angriff über.

*

Tapferkeit und körperliche Stärke imponierten Wesen wie den Inkheads. Das war die Voraussetzung für das Gelingen von Redhorses Plan. Als der Anführer der Inkheads mit dem Knüppel auf ihn losgegangen war, um ihn zu töten, hatte er gehandelt. Durch seine blitzschnelle Reaktion hatte er sein Leben gerettet.

Wie er vermutet hatte, griff Velare sofort ein. Der Blue hatte mit seinen Forderungen jedoch keinen Erfolg. Quelcko wollte die Gelegenheit, seinen Mut und seine Kraft zu beweisen, nicht ungenutzt verstreichen lassen, und die Zuschauer wollten sich das Schauspiel, das sie sich erhofften, nicht streitig machen lassen. Unter diesen Umständen mußte Velare nachgeben. Redhorses Furcht, der Blue könnte ihn erschießen, hatte sich als unbegründet erwiesen. Wenn Velare seine Waffen benutzt hätte, wäre seine Stellung bei den Eingeborenen zumindest erschüttert gewesen. Wahrscheinlich hätten sich die Inkheads sogar von ihm getrennt. Velare war klug genug, um das zu erkennen.

Redhorse hatte einen Aufschub erreicht. Nun hing es von ihm ab, wie er die Chance nutzte, die er bekommen hatte.

Während er seinen Gegner langsam und aufmerksam umkreiste, wog er den Knüppel in seiner Hand. Die Waffe war aus einem knorrigen Ast gefertigt und lag gut in der Hand. Sie verdickte sich nach oben und besaß an ihrem Ende einen dornenähnlichen Auswuchs. Ein harter Schlag mit dieser Keule konnte unter Umständen tödlich sein. Redhorse hatte jedoch nicht die Absicht, den Häuptling der Inkheads zu töten. Er wollte ihn lediglich kampfunfähig machen und als Belohnung für seinen Sieg die Freiheit für Surfat und sich fordern.

Er beobachtete seinen Gegner.

Der Eingeborene war etwa 1,60 Meter groß. Redhorse schätzte das Körpergewicht des Inkheads auf zwei Zentner. Daran, wie der Anführer des Stammes die Keule hielt, konnte Redhorse erkennen, über welche Kräfte der andere verfügte.

Der Inkhead schrie auf.

Redhorse begriff, daß er das Signal für den Kampfbeginn gehört hatte.

Der Inkhead kam mit erhobenem Knüppel auf Redhorse zu. Der Cheyenne wußte, daß sein Gegner ihn unterschätzte. Das war seine Chance. Er wußte, daß er nicht kräftig und schnell genug war, um unter normalen Kampfbedingungen eine Entscheidung herbeizuführen. Er mußte den anderen täuschen. Der Graupelz war seiner Sache sicher.

Redhorse blieb stehen und duckte sich. Er behielt den Knüppel des Grauens in den Augen, weil er sicher war, dort am leichtesten Anzeichen für eine Änderung der Kampftechnik entdecken zu können.

Quelcko verzog das Gesicht. Redhorse warf sich zur Seite. Er hörte, wie der Knüppel seines Widersachers durch die Luft pfiß. Ein Aufschrei der Zuschauer und das enttäuschte Knurren des Inkheads bewiesen ihm, daß er den ersten Angriff unbeschadet überstanden hatte.

Er fuhr herum. Quelcko war schon wieder heran und ließ den Knüppel auf Redhorse niedersausen. Offenbar hatte er damit gerechnet, daß der Inselbewohner wieder zur Seite springen würde, denn der Schlag war nur angetäuscht und sollte einen zweiten, entscheidenden Hieb vorbereiten.

Redhorse ließ den schwachen Schlag an seiner eigenen Waffe abgleiten und sprang auf den

Eingeborenen zu. Er führte einen Schlag schräg von unten und traf den Grauen in die Seite. Quelcko ächzte und taumelte nach vorn. Redhorse holte aus und zielte auf den Nacken des Gegners.

Nur im Unterbewußtsein hörte er die tobenden Zuschauer.

Da ließ sich Quelcko fallen, und Redhorse traf ins Leere. Er fing sich sofort, aber auch der Inkhead war schnell.

Beide standen jetzt auf den Beinen. Sie umkreisten sich und warteten, daß sich der Gegner eine Blöße gab. Quelcko war jetzt vorsichtiger. Er hatte begriffen, daß ihn sein Leichtsinn fast den Sieg gekostet hätte.

Redhorse verwünschte seine Unentschlossenheit. Der Kampf hätte bereits entschieden sein können, wenn er seine Chance sofort genutzt hätte. Jetzt war der andere gewarnt.

Die Zuschauer brüllten heiser. Sie feuerten Quelcko an. Redhorse riskierte einen Seitenblick in Richtung des Blues. Velare verfolgte den Kampf mit verschränkten Armen. Er war wahrscheinlich der einzige Zuschauer, der dem Terraner eine Chance gab.

Plötzlich ließ Quelcko seine Keule kreisen und drang auf Redhorse ein. Der Cheyenne wich mit tänzelnden Schritten zurück, doch er wurde erbarmungslos verfolgt. Die Inkheads, die den Kampf beobachteten, heulten protestierend. Sie wollten nicht, daß einer der Kämpfer zurückwich.

Redhorse blieb so abrupt stehen, daß Quelcko verwirrt war. Die Keulen prallten aufeinander. Der Eingeborene schlug so fest, daß Redhorses Hand schmerzte, wenn er einen Hieb parierte. Dann handhabte Quelcko seinen Knüppel unverhofft wie eine Stoßwaffe und traf Redhorse an der Brust. Der Stoß, der ungefährlich ausgesehen hatte, war fest genug, um den Leutnant von den Beinen zu werfen. Die Zuschauer schrien auf.

Mit einem triumphierenden Knurren stürzte sich Quelcko auf den am Boden liegenden Terraner. Redhorse packte den Knüppel mit beiden Händen und hielt ihn quer über sich. Die Wucht von Quelckos Schlag war so groß, daß die Keule aus Redhorses Händen gerissen wurde. Immerhin hatte er seinen Körper geschützt. Quelcko brauchte einen Augenblick, um sein Gleichgewicht wiederzufinden. Redhorse nutzte diese Gelegenheit, um wegzurollen, seinen Knüppel zu packen und wieder aufzuspringen.

Während Quelcko auf ihn zukam, drehte Redhorse seinen Arm mit dem Knüppel, als wollte er eine Schleuder werfen. Er wußte, daß er den Verlust seiner Waffe riskierte.

Gelassen wartete er, bis Quelcko wieder auf ihn zustürzte. Dann, als er genügend Schwung erreicht hatte, ließ er die Keule los. Sie flog von unten nach oben und traf Quelcko am Hals. Der Inkhead schrie auf und taumelte nach hinten. Redhorse hatte mit diesem Erfolg gerechnet und stieß sich mit beiden Beinen vom Boden ab. Sein Sprung führte ihn bis dicht vor den Inkhead, der noch immer wankte.

Redhorse brachte zwei Handkantenschläge an, die zu seinem Entsetzen jedoch kaum Wirkung zeigten. Quelcko schüttelte sich und zog den Kopf zwischen die Schultern, dann holte er mit seinem Knüppel aus.

Der Schlag traf Redhorse an der rechten Schulter und riß ihn fast zu Boden. Der Schmerz raste durch seinen Arm. Er ahnte, daß er ihn vorläufig nicht mehr gebrauchen konnte. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sein Widersacher erneut ausholte.

In gebeugter Haltung rammte er dem Inkhead seinen Kopf in die Magengrube. Er hörte, wie Quelcko die Luft ausstieß. Der Knüppel streifte Redhorse nur. Dann hörte er den Inkhead zu Boden fallen. Er warf sich nach vorn und landete auf dem Stammhüter. Mit der unverletzten Linken schlug er ein paarmal zu. Er hörte erst auf, als sein Gegner keine Reaktion mehr zeigte.

Langsam stand er auf. Quelcko lag bewegungslos am Boden. Redhorse sah, daß der Inkhead bewußtlos war.

Die Zuschauer blickten wie erstarrt zu den beiden Kämpfern herüber. Mit diesem Ausgang des Kampfes hatten sie nicht gerechnet.

Redhorse warf Velare einen herausfordernden Blick zu. Dann bückte er sich und hob den Knüppel des Häuptlings auf. Er hob ihn hoch, damit ihn jeder sehen konnte. Er hoffte, daß die Eingeborenen dieses symbolische Zeichen richtig verstanden.

Die Inkheads waren so schockiert, daß sie nicht wußten, was sie tun sollten. Redhorse ging mit langsamen Schritten auf Surfath zu. Der Korporal blickte ihm entgegen.

„Das war ein toller Kampf, Sir“, sagte er.

Redhorse antwortete nicht, sondern bückte sich und befreite den Korporal endgültig von den Fesseln.

„Fliehen wir?“ fragte Surfath.

„Nein“, sagte Redhorse. „Im Dorf sind wir sicher. Sobald wir es verlassen, wird Velare eingreifen.“

Er ging zu dem ausgehöhlten Baumstamm und bückte sich nach seinen Waffen, die Quelcko abgelegt hatte. Niemand hinderte ihn daran, sie aufzuheben. Auch Velare sah tatenlos zu. Der Blue hatte offenbar noch keine Entscheidung getroffen, wie er sich jetzt verhalten sollte.

Surfath kam und nahm seine Ausrüstung ebenfalls wieder an sich.

„Verhaften wir den Blue, Leutnant?“ fragte er.

„Nein“, lehnte Redhorse ab. „Velare und wir sind in der gleichen Lage. Velare kann uns nichts tun, weil ich den Häuptling der Inkheads in ehrlichem Kampf besiegt habe. Wir dagegen können nichts gegen Velare unternehmen, weil er nach wie vor das Vertrauen der Eingeborenen genießt.“

„Aber mit diesen Waffen können wir das Dorf verlassen, ohne vor Velare Angst haben zu müssen“, wandte Surfath ein.

Redhorse war unschlüssig. Er war sich nicht sicher, ob die Inkheads sie freiwillig gehen lassen würden. Außerdem bestand die Möglichkeit, daß sich außer Velare noch andere Blues auf Celanese aufhielten. Wenn Velare sie informierte, waren Redhorse und Surfath trotz ihrer Waffen verloren.

Der Cheyenne schilderte Surfath seine Bedenken.

„Aber etwas müssen wir doch tun, Sir“, meinte der Korporal.

„Warten wir ab, bis der Häuptling zu sich kommt“, schlug Redhorse vor. „Vielleicht kann ich ihn dazu bringen, daß er und sein Stamm uns bis zur Inselkolonie begleiten.“

Surfath kniff die Augen zusammen.

„Keine schlechte Idee“, sagte er. „Hoffentlich haben Sie Glück. Velare kennt die Sprache der Inkheads. Er kann sie also wesentlich leichter beeinflussen als Sie.“

Es war schwer vorauszusagen, was Velare tun würde. Obwohl die Terraner lange gegen die Blues gekämpft hatten und auch versucht hatten, etwas über ihre Mentalität zu erfahren, wußten sie im Grunde genommen nicht viel über sie. Auf keinen Fall würde Velare seine Pläne aufgeben. Er besaß nach wie vor alle Trümpfe. Redhorse hätte gern Näheres über das Verhältnis zwischen den Blues und den Inkheads gewußt. Velare hatte behauptet, daß er von den Eingeborenen als Gottheit verehrt wurde. Das konnte durchaus stimmen. Aber die Inkheads hatten sich Velare widersetzt, als er den Kampf zwischen Redhorse und ihrem Häuptling zu verhindern versucht hatte.

Das bedeutete, daß die Eingeborenen trotz Velare niemals von ihren alten Grundsätzen abgehen würden. Damit hatte Redhorse gerechnet. Er brauchte jetzt nichts zu tun, als sich immer nach den Gebräuchen der Inkheads zu richten. Auf diese Weise konnte er sie leicht als Freunde gewinnen. Außerdem würde Velare an Einfluß verlieren.

Ein Fehler konnte die Lage allerdings schnell verändern.

Redhorse vertraute jedoch seinem Gefühl, das ihm helfen würde, jeweils das Richtige zu tun.

„Überlassen Sie alles mir“, sagte er zu Surfath. „Ich glaube zu wissen, wie man die Eingeborenen behandeln muß. Velare hat sich bisher nur als Gottheit aufgespielt. Vielleicht können wir die Inkheads für uns gewinnen, wenn wir den Anschein erwecken, daß wir die gleichen Gebräuche haben wie sie.“

„Das wird zu lange dauern“, befürchtete Surfai. „Ich brauchte den Blue nur anzusehen, um zu wissen, daß er nicht abwarten wird, bis wir die Inkheads auf unserer Seite haben.“

Redhorse warf einen Blick in Richtung des bewußtlosen Inkheads.

„Ich glaube, mein Freund kommt zu sich“, sagte er. „Ich werde mich um ihn kümmern.“

„Vorsichtig!“ warnte Surfai. „Vielleicht beginnt er sofort wieder zu kämpfen.“

Redhorse mußte über die Bedenken seines Begleiters lachen. Der Kampf war entschieden.

Selbst wenn der graubepelzte Eingeborene eine Wiederholung fordern sollte, gab es über den Ausgang der ersten Auseinandersetzung keine Zweifel.

Allmählich entstand unter den Zuschauern Unruhe. Redhorse verzog das Gesicht, als er daran dachte, daß man vielleicht von ihm erwartete, daß er Kopf und Hände seines Gegners als Besitz beanspruchte. Solche Wünsche würden sich bei den Inkheads rasch legen, wenn sie sahen, daß ihr Anführer noch am Leben war.

Der Cheyenne ging in die Mitte des freien Platzes, wo sein Gegner eben bemüht war, wieder auf die Beine zu kommen. Redhorse ertete zustimmenden Beifall, als er den Grauen unter den Armen packte und ihn hochzog. Die gelben Augen des Inkhead schienen Redhorse nicht wahrzunehmen.

Eine Weile standen der Terraner und der Inkhead schweigend nebeneinander, dann bückte sich der Eingeborene nach seinem Knüppel, den Redhorse neben ihm zu Boden geworfen hatte. Einen Augenblick befürchtete der Cheyenne, der Inkhead wollte den Kampf fortsetzen, doch dann sah er, daß der Stammhüter eine andere Absicht hatte.

Er reichte Redhorse den Knüppel und stieß einen grunzenden Laut aus.

Das Beifallsgeschrei der Inkheads war ohrenbetäubend.

Redhorse nahm die primitive Waffe entgegen und hob sie hoch. Dann löste er den Desintegrator von seinem Gürtel und entlud ihn. Sein Gegenüber starrte begierig auf die Waffe. Er gluckste zufrieden, als er sie von Redhorse erhielt. Als er den Desintegrator hochhielt, wurde er von seinem Volk gefeiert, als hätte *er* den Sieg errungen.

Quelcko drehte sich langsam um die eigene Achse, wobei er in alle Richtungen deutete. Dann richtete sich seine bepelzte Hand auf Redhorse.

Der Cheyenne verstand.

Der Häuptling der Inkheads gab ihn frei. Er konnte gehen, wohin er wollte. Wahrscheinlich konnte er auch den Zeitpunkt des Aufbruchs bestimmen. Er bedauerte, daß er die Sprache der Inkheads nicht beherrschte. An Bord der Space-Jet befand sich ein Translator, doch das nutzte ihm wenig.

Der Eingeborene grunzte verlegen und klopfte sich mit seiner behaarten Hand gegen die Brust.

„Quelcko!“ knurrte er.

„Quelcko!“ wiederholte Redhorse, ohne zu wissen, ob er seinen Namen oder ein Grußwort aussprach.

Der Häuptling schien jedenfalls zufrieden zu sein. Er gab den Trommlern ein Zeichen, worauf diese begannen, den ausgehöhlten Baumstamm mit ihren Keulen zu bearbeiten. Der Lärm dröhnte in Redhorses Ohren. Die Zuschauer lösten sich auf und strömten über den freien Platz. Jeder war begierig, in Redhorses Nähe zu kommen. Er wurde ein paarmal ehrfürchtig berührt. Quelcko sonnte sich in der Popularität, die er durch seinen neuen Freund genoß. Redhorse blickte über die Menge hinweg. Velare stand noch immer an seinem Platz und beobachtete das Geschehen.

Der Blue war noch nicht geschlagen.

Der Leutnant beobachtete, wie die Eingeborenen Vorbereitungen für eine große Feier trafen. Sie hielten es offenbar für selbstverständlich, daß die beiden Terraner daran teilnahmen.

Quelcko brüllte seine Befehle in die Menge. Kleine Behälter wurden herangeschafft. Am Rande des freien Platzes wurden mehrere Feuer entzündet. Die Inkheads benahmen sich fröhlich und ausgelassen wie kleine Kinder.

Endlich gelang es Brazos Surfath, bis zu Redhorse vorzudringen.

„Es gibt ein Fest“, sagte er. „Wahrscheinlich werden Sie der Mittelpunkt sein, Sir.“

Redhorse nickte.

„Behalten Sie Velare im Auge“, befahl er. „Wenn der Gataser merkt, daß die Inkheads mit uns feiern, will er vielleicht eine schnelle Entscheidung herbeiführen.“

„Wenn es auf Celanese noch andere Blues gibt, steht Velare bestimmt über ein Armbandgerät mit ihnen in Verbindung“, sagte Surfath. „Wir müssen also damit rechnen, daß wir es nicht nur mit Velare zu tun haben.“

Bevor sie sich weiter unterhalten konnten, ergriff Quelcko Redhorse am Arm und zog ihn mit sich fort. Der Cheyenne sträubte sich nicht, weil er wußte, daß dies alles zu den Gunstbeweisen gehörte, die man ihm entgegenbrachte.

Der Häuptling führte ihn zum Rand des freien Platzes.

Dort saßen vier Inkhead-Frauen am Boden und schnatterten aufgeregt. Als sie Redhorse sahen, begannen sie zu kichern und stießen sich gegenseitig an.

Quelcko machte eine einladende Bewegung in Richtung der vier Frauen, und der Cheyenne begriff entsetzt, daß er sich eine dieser Schönheiten aussuchen sollte. Wahrscheinlich war das eine besondere Ehre, aber Redhorse hätte gern darauf verzichtet.

Durch Handzeichen machte ihm der Graue klar, daß er sich hier seine Partnerin für die Feier aussuchen konnte.

Um keine der Frauen zu beleidigen, deutete Redhorse auf alle vier und warf dem Anführer der Inkheads einen fragenden Blick zu.

Quelcko brüllte vor Lachen. Er schlug Redhorse so fest auf die verletzte Schulter, daß dieser nur mit Mühe einen Schmerzensschrei unterdrückte.

Die Frauen, nicht weniger begeistert als ihr Häuptling, sprangen auf und umringten den Terraner. Sie tätschelten ihn und verdrehten die Augen, wobei sie leise Lockrufe ausstießen.

Jetzt, da sie ihm sehr nahe waren, merkte Redhorse, daß sie einen abstoßenden Geruch verbreiteten. Er überwand seinen Widerwillen und lächelte ihnen zu.

Sie begleiteten ihn und den Häuptling zur Mitte des Platzes, wo mehrere große Behälter aufgestellt wurden. Redhorse warf einen Blick zu Surfath hinüber, der sich in der Nähe des Blues aufhielt. Täuschte er sich, oder grinste der Korporal spöttisch? Redhorse kratzte sich am Hinterkopf. Wenn diese Geschichte innerhalb der Solaren Flotte bekannt wurde, brauchte er sich nicht mehr über mangelnden Spott zu beklagen.

Plötzlich wurde das Trommeln und Geschrei der Inkheads von einem explosionsartigen Knall übertönt.

Augenblicklich wurde es totenstill. Die Trommler hatten ihre Keulen sinken lassen.

Die vier Frauen klammerten sich ängstlich aneinander. Quelcko hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und starrte in den Wald, als könnte er den unsichtbaren Gegner erkennen.

Eine Projektilwaffe! dachte Redhorse.

Sein zweiter Gedanke war: Im Wald sind ein paar Praktizierende Mediziner.

Bevor jemand etwas unternehmen konnte, erfolgte eine neue Explosion. Sie schien lauter zu sein als die erste. Redhorse erkannte, daß es eine Serie von Schüssen war.

Da stieß Surfath einen schrillen Schrei aus. Redhorse fuhr herum.

Er sah, daß der Korporal in Richtung des Blues deutete.

Velare schwankte und stürzte langsam zu Boden. Mehrere Kugeln hatten seine Kampfkombination durchschlagen und waren in seine Brust eingedrungen.

Vom Boden aus war es unmöglich, den Versammlungsplatz der Inkheads zu beobachten. Er lag in einer flachen Senke und war außerdem mit Büschen bewachsen.

Daran, daß der Lärm der Inkheads auf- und abschwoll, konnte Diahann erkennen, daß sich aufregende Dinge ereigneten.

Vor etwa einer halben Stunde hatte Solomon Setkor beauftragt, auf einen Baum zu klettern und alles zu beobachten, was sich bei den Eingeborenen ereignete. Der junge PM hatte inzwischen seinen Platz nicht verlassen, so daß Diahann sicher war, daß er ein interessantes Geschehen verfolgte.

Diahann und Groove Solomon lagen nebeneinander in einem dichten Busch in Deckung. Solomon war schweigsam. Ab und zu blickte er zu Setkor hinauf, aber wahrscheinlich verstand er die Handzeichen, die der PM gab, ebenso wenig wie Diahann.

Das Mädchen wußte noch immer nicht genau, was Solomon vorhatte. War er tatsächlich nur gekommen, um sich vom Tod der beiden Raumfahrer zu überzeugen, oder verfolgte er noch andere Ziele?

Verstohlen beobachtete Diahann den großen Mann. Warum hatte sie früher nie gemerkt, wie abstoßend Groove Solomon aussah. Seine Augen waren farblos. Darunter hatten sich Tränensäcke gebildet. Die Gesichtshaut des Chefmediziners war großporig und wirkte unsauber.

Solomon schien zu merken, daß er ständig angestarrt wurde, denn er wandte sich plötzlich zu Diahann um. Sie senkte die Augen.

Solomon grinste.

„Denkst du an vergangene Zeiten?“ erkundigte er sich.

Sie konnten es sich erlauben, laut zu sprechen, denn der Lärm, den die Inkheads veranstalteten, übertönte alle anderen Geräusche.

Diahann errötete. Sie schwieg.

„Es wird niemals wieder wir früher sein“, sagte Solomon ohne Bedauern. „Ich traue niemand, der mich einmal verraten hat. In deinem Fall bin ich allerdings nicht ganz schuldlos, denn du hast schon als Kind Sinn für falsche Romantik entwickelt.“

Solomons Gesicht wurde nachdenklich.

„Du warst die einzige Schwäche, die ich mir in den letzten Jahren gestattete“, sagte er. „Es war ein Fehler. Ein Mann wie ich darf sich nur mit seinen großen Plänen beschäftigen.“

Deshalb war ich auch erleichtert, als du die Klinik verlassen hattest.“

Diahann drehte sich um und zeigte ihm den Rücken. Wenn es ihn störte, zeigte er es nicht. Er sprach mit ruhiger Stimme weiter.

„An meiner Seite hättest du viel erreichen können, mein Kind. Hm! Vermutlich muß man zu so einem Leben geboren sein.“

Diahann atmete auf, als er ruhig war. Seine Stimme besaß eine fast hypnotische Kraft, wenn er so ruhig und beschwörend sprach. Diahann hatte sich schon oft gefragt, ob Solomon vielleicht latente Psi-Kräfte besaß, weil er scheinbar mühelos andere Menschen beherrschte. Sie hörte ein Rascheln und drehte sich um.

Setkor war vom Baum herabgeklettert und kauerte neben Solomon am Boden.

Mit leiser Stimme berichtete er, was er gesehen hatte. Diahann hörte atemlos zu, als Setkor den Kampf zwischen Don Redhorse und dem Häuptling der Inkheads schilderte.

„Der Leutnant hat sich und seinen Begleiter vor dem Tod gerettet“, sagte Setkor. „Jetzt wird er von den Eingeborenen gefeiert.“

„Ein schlauer Bursche“, sagte Solomon. „Er hat die Mentalität der Inkheads für seine Zwecke ausgenutzt. Velare hat es also nicht geschafft, die Eingeborenen zu bewegen, die beiden Raumfahrer zu töten.“

„Was nun?“ fragte Setkor.

Solomon dachte einen Augenblick nach. „Ich muß meine Pläne ändern“, sagte er. „Vielleicht ist das gut so, denn ich erkenne eine einmalige Möglichkeit, alle Probleme mit einem Schlag zu lösen.“

In Setkors Gesicht zeichnete sich Verständnislosigkeit ab, und auch Diahann Uggam wußte

nicht, worauf Solomon hinauswollte.

Solomon deutete mit dem Daumen nach oben.

„Klettern Sie wieder hinauf“, ordnete er an. „Und nehmen Sie ein Gewehr mit.“

Diahann erstarrte. Sollte der PM Redhorse und Surfath heimtückisch ermorden?

„Keine Angst“, sagte er spöttisch. „Setkor wird nicht auf die Raumfahrer schießen.“

Jetzt war auch Setkor verwirrt.

„Erschießen Sie Velare!“ befahl Groove Solomon. „Wenn Sie das erledigt haben, dürfen Sie Ihren Posten nur verlassen, wenn uns Gefahr droht. Andernfalls beobachten Sie, was drüben auf dem freien Platz geschieht.“

Setkors Augen waren groß geworden.

„Ich soll Velare erschießen?“ vergewisserte er sich.

„Richtig“, sagte Solomon. „Zielen Sie gut.“

Wahrscheinlich hätte der junge PM nicht gezögert, wenn Groove Solomon ihm einen entsprechenden Befehl gegeben hätte. Bedingungslos tat er alles, was Solomon ihm auftrug. Diese hündische Ergebenheit war bezeichnend für Solomons innere Stärke, und Diahann wunderte sich nicht, daß fast alle Praktizierenden Mediziner dem Chefmediziner in gleicher Weise dienten. Ihr Verhältnis zu Solomon war nicht viel anders gewesen.

Sie vermutete, daß Botany Rascall der einzige PM war, der eigene Ziele verfolgte. Es war ein kluger Schachzug Solomons, den potentiellen Gegner nicht auszuschalten, sondern zum Stellvertreter zu ernennen.

Setkor ergriff eine Waffe und begann den Baum zu erklettern.

„Wunderst du dich über meine Befehle?“ fragte er.

„Ich verabscheue dich“, sagte sie. „Du bist ein Mörder.“

„Ich will dir erklären, weshalb ich so vorgehe“, sagte er mit gleichbleibender Freundlichkeit.

„Wenn ich Setkor befehle, Redhorse und Surfath zu erschießen, werden ihre Freunde sie mit ein paar Kugeln im Körper finden. Dann kommen die Inkheads nicht als Täter in Frage. Also muß ich dafür sorgen, daß die Eingeborenen die beiden Raumfahrer umbringen, auch wenn sie gerade Freundschaft geschlossen haben.“

Solomon unterbrach sich und blickte zu Setkor hinauf, der nach einem geeigneten Platz suchte, von wo aus er schießen konnte.

„Velare genießt bei den Inkheads großes Ansehen“, fuhr Solomon fort. „Ich hoffe, daß die Eingeborenen Redhorse und Surfath für Verräter halten, wenn der j| vermeintliche Gott erschossen wird. Die Inkheads kennen inzwischen das Geräusch, das unsere Waffen machen. Sie werden annehmen, daß ein paar Inselbewohner gekommen sind, um Redhorse und Surfath zu befreien. Das macht die Terraner automatisch wieder zu Feinden der Eingeborenen.“

Solomon lächelte. „Wir brauchen nur zu warten, bis Redhorse und Surfath erledigt sind, dann können wir gehen.“

„Ich dachte, Velare sei dein Verbündeter“, sagte Diahann.

„Kosmische Politik erfordert Geschick und Klugheit“, sagte Solomon. „An der Solomon-Klinik wird in diesem Fach nicht unterrichtet, weil ich der Ansicht bin, daß es genügt, wenn ich auf diesem Gebiet genügend Kenntnisse besitze. Das Aztran-System gehört zur Eastside der Milchstraße. Jeder kann verstehen, daß die Blues, denen das Solare Imperium eine schwere Niederlage beigebracht hat, nicht davon begeistert sind, wenn Terraner hier eine Kolonie gegründet haben. Also werden die Blues alles tun, um diese Kolonie zu vernichten. Sie besitzen nicht die militärische Macht, um dieses Ziel zu erreichen, also müssen sie Politik betreiben. Das ist zwar langwieriger und führt nicht immer zum Erfolg, aber es gibt Gelegenheiten zur Betätigung.“ Solomon sprach, als würde er ein paar PM unterrichten. „Ich habe die Absichten der Gataser erkannt und ihre Wünsche einkalkuliert. Als sie sich mit mir verbündeten, dachten sie nicht daran, mir die Treue zu halten. Ihr Fehler war, daß sie mich für naiv genug hielten, alle Abmachungen einzuhalten. Die Blues versorgten uns mit allem, was wir brauchten, um die Klinik in eine Festung zu verwandeln und alle PM vorbildlich

auszurüsten. Wir erhielten außerdem Ortungsanlagen und einen Beobachtungssatelliten. Velare hat wahrscheinlich geglaubt, daß er Terra auf die Ereignisse auf dieser Welt aufmerksam machen könnte. Er wollte erreichen, daß diese Kolonie geräumt wird, ohne daß ein einziger Blue dabei sein Leben verliert.“

Er machte eine kurze Pause, um Setkor zu beobachten, der zwischen den Ästen hockte und das Gewehr schußbereit hielt.

„Wenn die Blues nichts mehr von Velare hören, und das terranische Schiff im Aztran-System sehen, werden sie annehmen, daß Velare von terranischen Raumfahrern getötet wurde. Unter diesen Umständen wagen sie es bestimmt nicht, noch einmal im Aztran-System aufzutauchen. Mit ein paar Kugeln kann ich also meine lästigen Verbündeten ausschalten und gleichzeitig den Tod zweier Männer herbeiführen, die über die Geschehnisse auf Celanese sprechen würden, wenn sie an Bord ihres Schiffes zurückkehrten.“

Kosmische Politik! dachte Diahann erstaunt. Groove Solomon, früher nur ein einfacher Kolonist, hatte von Celanese-Insel aus kosmische Politik getrieben, um seine Macht auszubauen.

So, wie es jetzt aussah, schien er sogar Erfolg zu haben.

„Du mußt gestehen, daß es ein ausgezeichneter Plan ist“, sagte Solomon. „Es kann nichts schiefgehen. Auch wenn es zu unerwarteten Zwischenfällen kommen sollte, habe ich immer noch eine Möglichkeit, meine Absichten zu verwirklichen.“

Der erste Schuß fiel.

Diahann war zusammengezuckt.

Gleich darauf gab Setkor mehrere Schüsse ab.

Er blickte zu Solomon herunter und nickte.

„Alles in Ordnung“, sagte Solomon zufrieden. „Velare ist tot.“

Alles schien so zu verlaufen, wie der Chefmediziner es wünschte. Wenn ihm der Erfolg treu blieb, würden Redhorse und Surfak jetzt von den Eingeborenen getötet werden.

*

Die Zeit schien stillzustehen.

Die Eingeborenen, die sich schon auf das Fest konzentriert hatten, erholten sich nur langsam von dem Schock, den die Schüsse und Velares Ende ihnen bereitet hatten.

Don Redhorse dagegen, der während seiner Ausbildung gelernt hatte, in allen Situationen, schnell zu reagieren, begriff sofort, was geschehen war. Der Mord an Velare konnte nur von einigen Praktizierenden Medizinern verübt worden sein. Dieses Attentat beantwortete Redhorse einige ungeklärte Fragen. Er war sich jetzt im klaren darüber, daß Groove Solomon keineswegs an die Bündnistreue der Blues glaubte. In einem Moment, der dem Chefmediziner günstig erschien, hatte er sich des gatasischen Abgesandten entledigt. Die CRUSADER, die sich im Aztran-System aufhielt, war Solomons bestes Alibi gegenüber den Blues, sofern diese überhaupt noch einmal nach Celanese kamen.

Bis zu diesem Punkt stimmten Solomons Pläne und Redhorses Überlegungen fast überein, doch dann unterlag der Cheyenne einem Trugschluß.

Er nahm an, die unsichtbaren Schützen würden versuchen, auch Brazos Surfak und ihn zu töten.

Seine Reaktion, die aus dieser Annahme resultierte, kam den Plänen Groove Solomons entgegen.

„Wir müssen hier weg, Brazos!“ rief Redhorse dem Korporal zu. Er zog seine zweite Waffe. Surfak folgte seinem Beispiel.

Erst jetzt merkte Redhorse, daß Quelcko ihn aufmerksam beobachtete. Nun kam ein Wuschrei über die Lippen des Inkheads. Mit einem Schlag verstand der Cheyenne, daß er einen Fehler begangen hatte. Die Eingeborenen mußten annehmen, daß ihre ehemaligen

Gefangenen etwas mit dem Tod des von den Inkheads als Gottheit verehrten Blues zu tun hatten.

Vielleicht, dachte Redhorse bestürzt, hatte er sogar unbewußt den PM in die Hände gearbeitet. Er konnte sich vorstellen, daß im Wald ein paar Männer standen, die voller Genugtuung die Ereignisse auf dem Versammlungsplatz der Inkheads verfolgten.

Quelckos Schrei war das Signal für die Eingeborenen, ihre Passivität aufzugeben.

Das Antwortgeheul einiger hundert Inkheads klang über den Platz.

Redhorse riß seine Schockwaffe heraus. Ohne zu zögern, legte er an und feuerte die Waffe auf den Stammhüter ab. Bewußtlos sackte der Häuptling in sich zusammen. Surfath hatte ebenfalls reagiert. Er schoß auf die herandrängenden Eingeborenen.

Die beiden Raumfahrer nutzten die Überraschung der Inkheads aus. Sie gelangten schneller zum Waldrand, als Redhorse für möglich gehalten hätte. Elf bewußtlose Eingeborene blieben hinter ihnen zurück. Auf dem freien Platz liefen die Inkheads ziellos durcheinander und suchten nach Knüppeln. Sie nahmen an, Quelcko sei tot. Nachdem der Verlust Velarcs sie bereits tief getroffen hatte, brachte sie das vermeintliche Ende ihres Stammhüters an den Rand sinnloser Raserei.

Bis sie sich darauf besannen, daß sie die beiden Männer nur durch überlegtes Vorgehen überwältigen konnten, hatten Redhorse und Surfath bereits die ersten Bäume erreicht.

„Wir müssen vorsichtig sein!“ rief Redhorse dem keuchenden Korporal zu. „Irgendwo im Wald sind Solomons Mordschützen. Es kann sein, daß sie auf uns feuern, wenn sie merken, daß wir den Eingeborenen entkommen.“

„Die Inkheads kommen im Wald schneller voran als wir“, sagte Surfath. „Sie werden uns schnell einholen, wenn sie sich von ihrem Schock erholt haben.“

Sie hörten den Lärm, den die Verfolger machten, und rannten weiter.

„Ich bin nicht so schnell, Sir!“ sagte Surfath. „Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, wenn ich nicht mithalten kann.“

„Unsinn!“ gab Redhorse zurück. „Es geht um Ihr Leben. Wenn Sie daran denken, können Sie auch rennen.“

Ab und zu wandte sich Redhorse um. Er konnte keinen Inkhead sehen, aber die Geräusche bewiesen ihm, daß die Verfolger dicht hinter ihnen waren. Wahrscheinlich bewegte sich ein Teil der Eingeborenen auf ebenem Boden, während die anderen sich von Baum zu Baum schlangen.

Zwischen den beiden Raumfahrern und dem Meer lag das Dorf der Eingeborenen. Redhorse wußte nicht, ob sich alle Inkheads in der Nähe des Versammlungsplatzes aufhielten, oder ob ein Teil des Stammes im Dorf geblieben war.

Sie hatten zwei Möglichkeiten. Entweder hielten sie direkt auf das Dorf zu und gingen das Risiko ein, von zurückgebliebenen Inkheads gefangen genommen oder getötet zu werden, oder sie umgingen das Dorf und setzten sich der Gefahr aus, von ihren Verfolgern eingeholt zu werden.

Auch wenn sie Glück hatten und das Meer erreichten, waren sie noch nicht in Sicherheit. Die Fortsetzung ihrer Flucht über das Meer war nur dann möglich, wenn sie ein Kanu der Inkheads fanden.

Doch daran wollte Redhorse jetzt noch nicht denken. Im Augenblick sah es so aus, als würden sie die Küste nicht wiedersehen.

Redhorse blieb stehen, um sich zu orientieren. Er kannte die Richtung, die sie einschlagen mußten, nur ungefähr. Er wußte, wo das Dorf lag, aber dann mußten sie aufpassen, daß sie sich nicht verirrten, denn als die Inkheads sie durch den Wald zum Dorf geschleppt hatten, war es dunkel gewesen.

Redhorse wußte jedoch, daß er sich auf seinen Orientierungssinn verlassen konnte.

Als sie weitergingen, kam Surfath an Redhorses Seite.

„Sie halten genau auf das Dorf zu, Sir“, sagte er.

„Ja“, bestätigte Redhorse. „Ich hoffe, daß dort höchstens ein paar Frauen und Kinder zurückgeblieben sind, die uns nicht gefährlich werden können. Wenn wir das Dorf umgehen, verlieren wir zuviel Zeit.“ *

Redhorse versprach sich noch einen zweiten Vorteil davon, wenn sie in Richtung des Dorfes gingen. Er glaubte nicht, daß die Inkheads dort nach ihnen suchen würden.

Die Verfolger kamen näher, und die beiden Männer setzten ihre Flucht fort. Redhorse hoffte, daß die Eingeborenen nicht genau wußten, wo er und Surfath sich jetzt befanden. Das konnte die Inkheads dazu veranlassen, sich in mehrere Gruppen zu teilen. Wenn sie nicht von mehreren Verfolgern angegriffen wurden, hatten Redhorse und der Korporal auch bei einer Entdeckung eine Chance, wieder zu entkommen.

Redhorse hörte ein Rascheln.

Er blieb wie angewurzelt stehen und hob die Waffe.

„Nicht schießen!“ rief jemand in Interkosmo.

Ein junger, schwächling aussehender Mann trat zwischen den Büschen hervor. Er trug keine Waffe.

„Wer sind Sie und was wollen Sie?“ fragte Redhorse mißtrauisch.

„Mein Name ist Setkor“, sagte der Kolonist. „Ich gehöre zu den Praktizierenden Medizinern. Ich bin geflohen, um mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.“

„Da stimmt etwas nicht!“ mischte sich Surfath ein. „Es ist eine Falle. Wahrscheinlich will uns der Bursche nur aufhalten.“

Redhorse zielte mit seiner Schockwaffe auf die Brust des PM.

„Gehen Sie aus dem Weg“, sagte er.

Setkor wich bereitwillig zur Seite.

„Sie müssen mir glauben“, sagte er. „Lassen Sie mich nicht im Stich. Groove Solomon bringt mich um, wenn er mich findet.“

„Wo ist Solomon jetzt?“ fragte der Cheyenne, ohne stehenzubleiben.

Setkor rannte neben ihm her.

„Der Chefmediziner ist mit seinen Männern zum Meer unterwegs“, sagte er. „Ich bin geflohen, nachdem sie den Blue erschossen haben.“

Redhorse hielt an und tastete den anderen nach einer Waffe ab. Er überlegte einen Augenblick. Der PM beobachtete ihn erwartungsvoll.

„Nun gut“, sagte Redhorse. „Bleiben Sie bei uns. Sobald ich den Eindruck bekommen sollte, daß Sie uns zu hintergehen beabsichtigen, benutze ich meine Schockwaffe. Sie können sich sicher vorstellen, was geschieht, wenn die Inkheads Sie bewußtlos hier finden.“

Setkor nickte hastig.

In diesem Augenblick krachte ein Schuß. Setkor schrie auf und stürzte zu Boden. Seine Hände schlugen heftig ins Gras, dann lag er still.

„Solomon und seine Männer!“ schrie Surfath und warf sich zu Boden. Auch Redhorse ging in Deckung. Er kroch auf Setkor zu, um zu sehen, ob er nur verwundet oder tot war.

Als er sich über den Praktizierenden Mediziner beugte, fuhr dieser plötzlich herum und traf Redhorse mit beiden Füßen an der Brust.

Der Leutnant wurde zu Boden geworfen. Bevor er Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, trat Groove Solomon mit vorgehaltenem Schnellfeuergewehr zwischen den Büschen hervor.

Redhorse ließ seine Waffe fallen und biß sich auf die Unterlippe. Er war auf den Trick der Praktizierenden Mediziner hereingefallen.

Auch Surfath, der am Boden gelegen hatte, stand auf und hob beide Hände.

Hinter Groove Solomon tauchte Diahann Uggam auf. Sie war blaß und hatte dunkle Ränder unter den Augen. Sie blickte die beiden Raumfahrer teilnahmslos an.

„Gut gemacht, Setkor!“ lobte Solomon den jungen Kolonisten, bevor er sich an die beiden Raumfahrer wandte.

„So sieht man sich wieder“, sagte er dann zu Redhorse. „Allerdings befürchte ich, daß die

Freude über dieses Wiedersehen nur bei einer Partei vorhanden ist.“

„Wer weiß“, murmelte Don Redhorse.

„Es wäre natürlich einfacher gewesen, Sie zu erschießen“, sagte Solomon. „Doch dann wäre es mir schwergefallen, den Eingeborenen die Schuld an Ihrem Tod zu geben.“

„Was haben Sie vor?“ fragte Redhorse.

„Das wissen Sie nicht? Ich bin enttäuscht. Bisher haben Sie eine gute Auffassungsgabe bewiesen.“

Aus Richtung des Dorfes näherten sich Eingeborene. Redhorse konnte hören, wie sie schrien.

„Wir halten Sie hier fest“, sagte Solomon. „Sobald die Eingeborenen in der Nähe sind, machen wir Sie mit einem Paralysator bewußtlos. Danach erlauben wir uns, diesen Platz zu verlassen, weil wir sicher sein können, daß Sie von den Eingeborenen gefunden und getötet werden.“ Er lächelte böse. „Die Inkheads haben die Angewohnheit, ihre Eltern in einem gewissen Alter zu töten und ihnen Kopf und Hände abzutrennen. Ich bin sicher, daß sie diese schöne Methode auch bei Ihnen anwenden.“

„Groove!“ stieß Diahann hervor. „Du bist ein Teufel!“

Solomon drehte sich nach ihr um.

„Nachdem du Gelegenheit hattest, zu zeigen, auf welcher Seite du stehst, ist es vielleicht besser, wenn du dich neben Redhorse und Surfath stellst“, sagte der Chefmediziner.

„Nicht das Mädchen, Solomon“, sagte Redhorse.

„Warum nicht?“ fragte Solomon.

„Ich glaube auch nicht, daß wir es tun sollten“, sagte Setkor leise.

Überrascht blickte Solomon den jungen PM an. Plötzlich begann er laut zu lachen.

„Setkor!“ sagte er spöttisch und drohte mit dem Zeigefinger. „Sie haben doch nicht etwa die gleichen Ambitionen wie Botany Rascall?“

Setkor errötete und biß sich auf die Unterlippe. Er schwieg.

„Fragen wir doch Diahann“, schlug Solomon vor. „Was würdest du vorziehen, Diahann? Hier auf die Eingeborenen zu warten oder deinen Fürsprecher Setkor zu heiraten?“

„Ich dachte, du hättest schon einen Mann für mich ausgesucht?“ Diahanns Stimme klang gelassen. „Ich gehe das Risiko ein, von den Eingeborenen getötet zu werden, Groove.“

Sie setzte sich in Bewegung. Als sie mit Groove Solomon auf gleicher Höhe war, sprang sie den Chefmediziner an. Ihre Bewegung war schnell und katzenhaft und kam für alle vier Männer überraschend. Diahann krallte sich an Solomon fest, der vergeblich versuchte, seine Waffe freizubekommen.

Redhorse, Surfath und Setkor sprangen auf das Mädchen und Solomon zu, letzterer allerdings, um dem bedrängten Chefmediziner zu helfen. Surfath stürzte sich auf Setkor und verwickelte ihn in einen Kampf.

Redhorse sah, wie Solomon Diahann brutal von sich stieß. Bevor er jedoch seine Waffe hochreißen konnte, war Redhorse bei ihm.

Beide Männer umklammerten das Gewehr. Solomon versuchte sein größeres Körpergewicht auszunutzen, aber der Cheyenne machte alle Bewegungen Solomons mit und nahm ihnen dadurch die Wucht.

Obwohl Solomon wußte, daß es bei diesem Kampf für ihn um alles ging, ließ er sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Er kämpfte fast bedächtig und wartete geduldig darauf, daß sein Gegner einen Fehler begehen würde. Redhorse dagegen, der wußte, daß er seinem Gegner körperlich unterlegen war, verließ sich auf seine Geschmeidigkeit und sein Reaktionsvermögen. Er hörte, daß Surfath und Setkor noch miteinander kämpften, aber er konnte es nicht riskieren, seine Blicke abzuwenden, um die beiden anderen Männer zu beobachten.

Plötzlich ließ sich Solomon nach hinten fallen. Redhorse hatte seinem Gegner solche Schnelligkeit nicht zugetraut. Er wurde mitgerissen und über Solomon hinweggeschleudert. Verzweifelt hielt er sich an der Waffe fest und renkte sich dabei fast die Arme aus. Seine

verletzte Schulter begann wieder stark zu schmerzen.

Solomon rollte sich zusammen. Es gelang ihm, das Gewehr loszureißen. Er fuhr herum und wollte auf Redhorse anlegen.

Da brach er zusammen.

Redhorse starrte ungläubig auf den riesigen Mann, der bewußtlos am Boden lag. Dann hob er den Kopf und sah Diahann Uggam mit seiner Schockwaffe dastehen. Sie hatte die Waffe bereits wieder sinken lassen und blickte auf Solomon herab, als könnte sie nicht begreifen, was sie getan hatte.

Setkor, der noch immer mit Surfath kämpfte, sprang jetzt zurück und hob beide Arme.

„Nicht schießen!“ rief er. „Ich gebe auf.“

Surfath schüttelte sich und suchte den Boden nach seiner Waffe ab. Redhorse ließ Setkor nicht aus den Augen.

Das Geschrei der Eingeborenen war lauter geworden. Die Inkheads mußten jeden Augenblick hier auftauchen, überlegte Redhorse. Während des Kampfes hatte er nicht auf diese Geräusche geachtet.

„Wir müssen schnell weg!“ sagte Surfath. „Die Inkheads sind im Anmarsch.“

Redhorse deutete auf Solomon. „Und er?“

Brazos Surfath zuckte mit den Schultern. Er entdeckte seine Waffe im Gras, hob sie auf und schob sie in den Gürtel.

„Hat Solomon nach *uns* gefragt?“ erkundigte er sich. „Wir können ihn schließlich nicht tragen.“ Redhorse wußte, daß er eine schnelle Entscheidung treffen mußte. Surfath hatte recht: Sie konnten den Chefmediziner unmöglich tragen, denn dann wären sie nur langsam vorangekommen und von den Eingeborenen eingeholt worden. Sie konnten diesen Platz auch nicht gegen die Inkheads verteidigen, bis Solomon zu sich kam und aus eigener Kraft gehen konnte. Vielleicht hätten sie die ersten Gruppen der Verfolger aufhalten können, doch der Kampflärm hätte in kürzester Zeit den gesamten Stamm hierher gelockt.

„Ich habe einen Vorschlag zu machen“, meldete sich Setkor. „Solomon trägt ein Funkgerät. Sie können die PM, die am Meer warten, hierher rufen, daß sie Solomon retten.“

„Nein“, lehnte Redhorse ab. „Abgesehen davon, daß diese Männer zu spät kämen, will ich vermeiden, daß unter den Eingeborenen ein Blutbad angerichtet würde.“

Die Inkheads waren schon so nahe, daß Redhorse einzelne Stimmen unterscheiden konnte.

„Wir lassen ihn zurück“, entschied er. „Während unserer Flucht machen wir möglichst viel Lärm, um die Inkheads von Solomon abzulenken. Vielleicht hat er Glück und wird nicht gefunden. Sobald wir auf Celanese-Insel sind, fliegen Surfath und ich mit der Jet hierher und versuchen ihn zu retten.“

Setkor blickte auf den bewußtlosen Chefmediziner.

„Geben Sie mir das Gewehr“, sagte er. „Ich bleibe bei ihm.“

Redhorse schüttelte den Kopf.

„Sie bekommen von mir nur eine Schockwaffe, wenn Sie zurückbleiben wollen.“

„Das muß genügen“, sagte der PM.

„Sie wissen, daß Sie Ihr Leben für diesen Mann riskieren“, sagte Redhorse. „Er ist ein Verbrecher und hat andere Menschen zu Verbrechen verleitet.“

Setkor antwortete nicht, aber sein Entschluß schien festzustehen. Redhorse nickte Diahann zu, und das Mädchen warf Redhorses Schockwaffe vor Setkor auf den Boden.

„Liegenlassen, bis wir weg sind!“ befahl Redhorse.

Er gab Surfath einen Wink. Der Korporal ging zu Diahann und zog sie mit sich fort. Redhorse zögerte noch immer, Setkor zurückzulassen.

„Noch haben Sie Zeit“, sagte er zu dem PM.

„Denken Sie an Ihr Versprechen“, antwortete Setkor. „Sie wollten die Inkheads von diesem Platz weglocken.“

Je länger Sie warten, desto schwerer wird es für Sie, dieses Vorhaben zu verwirklichen.“

Der Cheyenne erkannte, daß jeder weitere Überredungsversuch zum Scheitern verurteilt war. Setkor hielt dem Chefmediziner bedingungslos die Treue.

Redhorse rannte davon und holte kurz darauf Surfath und Diahann ein. Ab und zu stieß der Leutnant einen schrillen Schrei aus, um die Inkheads auf sich aufmerksam zu machen.

„Das dürfte genügen“, sagte er, als sie das Randgebiet des Dorfes erreicht hatten. „Jetzt sind wir schon zu weit von Solomon und Setkor entfernt, um ihnen zu helfen.“

„Haben Sie den Sender?“ fragte Surfath den Leutnant.

Redhorse stieß eine Verwünschung aus. Er hatte nicht daran gedacht, den Sender mitzunehmen, der sich nach Setkors Worten in Solomons Besitz befand. Sie mußten damit rechnen, daß zwanzig Praktizierende Mediziner mit schweren Waffen zum Dorf unterwegs waren, denn Setkor hatte die sich ihm bietende Chance bestimmt benutzt.

„Setkor wird die PM informieren“, sagte Surfath.

„Daran ist nichts zu ändern“, antwortete Redhorse. „Ich kann jetzt nicht mehr zu Setkor und Solomon zurück. Ich würde den Eingeborenen genau in die Hände laufen. Außerdem hat Setkor den Sender bestimmt schon benutzt.“

Das Dorf machte einen verlassen Eindruck, aber Redhorse zog es vor, ihm nicht zu nahe zu kommen. Sie kamen schneller voran, als er erwartet hatte. Diahann Uggam wirkte apathisch; sie sprach nicht, und ihre Augen blickten ins Leere. Redhorse vergeudete keine Zeit, um auf sie einzureden; es hätte unter den gegebenen Umständen wenig Sinn gehabt. Vielleicht würde das Mädchen in ein paar Jahren alles vergessen haben. Sie war noch jung genug, um sich innerlich von allem zu distanzieren, was sie hier erlebt hatte.

Hinter ihnen im Wald war es merkwürdig ruhig geworden. Redhorse argwöhnte, daß die Inkheads Setkor und Solomon gefunden hatten. Wahrscheinlich hatte Setkor den Eingeborenen einen verbissenen Kampf geliefert und auf diese Weise den drei Flüchtlingen ungewollt einen Vorsprung verschafft.

„Wir müssen vorsichtig sein, daß wir den Praktizierenden Mediziner nicht begegnen“, sagte Brazos Surfath, nachdem sie das Dorf der Inkheads hinter sich gelassen hatten.

„Ich frage mich, ob wir sie nicht irgendwie aufhalten können“, sagte Redhorse nachdenklich.

„Ich möchte unter allen Umständen vermeiden, daß die Eingeborenen rücksichtslos zusammengeschossen werden.“

„Die Männer sind alle bewaffnet“, sagte Surfath. „Wir haben keine Chance, bei einem Kampf gegen sie zu bestehen.“

Redhorse wandte sich an das Mädchen.

„Wer führt die PM an?“ fragt er.

„Naipa Praz“, gab sie bereitwillig Auskunft. „Er ist nicht besonders intelligent, aber sehr gewalttätig.“

„Erzählen Sie mir alles, was Sie über ihn wissen.“

Diahann berichtete, Redhorse versuchte, sich aus den Informationen ein Bild von Praz zu machen. Praz schien einer jener Männer zu sein, die sich Solomon nur aus Abenteuerlust angeschlossen hatten. Vielleicht gab er auf, wenn er erkannte, daß er eine verlorene Sache verteidigen sollte.

„Wer ist sonst noch bei dieser Gruppe?“ erkundigte sich Redhorse.

Diahann nannte die Namen jener Männer, die ihr besonders gefährlich erschienen. Die Kolonisten waren alle als PM ausgebildet worden, aber es war nicht vorzusehen, wie sie reagieren würden, wenn sie Solomon nicht mehr hinter sich wußten.

Surfath, der die ganze Zeit schweigend zugehört hatte, benutzte die entstandene Pause, um zu protestieren.

„Sir“, sagte er, „wir müssen auch einmal an uns denken. Ich glaube, daß die PM noch gefährlicher sind als die Inkheads.“

Redhorse wandte sich wieder an das Mädchen.

„Wissen Praz und seine Begleiter, daß Sie sich von Solomon getrennt haben?“ fragte er.

Diahann nickte. Wahrscheinlich wußte inzwischen jeder Kolonist auf Celanese-Insel, was geschehen war. Sie konnte also nicht damit rechnen, Praz und die anderen zu beeinflussen. Es fiel Don Redhorse schwer, sich zu entscheiden. Wenn Setkor die PM alarmiert hatte, würden sie bis zum Dorf vordringen und die Eingeborenen töten. Redhorse und Surfak würden auf jeden Fall zu spät kommen, um mit der Space-Jet eingreifen zu können.

Wenn Redhorse, Surfak und das Mädchen sich den PM in den Weg stellten, hatten sie eine schwache Hoffnung, die Männer zur Umkehr bewegen zu können. Es konnte aber auch passieren, daß man sie gefangen nahm und zwang, wieder mit zu den Inkheads zu gehen. Je länger Redhorse nachdachte, desto überzeugter wurde er, daß er die Pflicht hatte, den Fortbestand der Eingeborenen über seine eigene Sicherheit zu stellen.

„Brazos, Sie und das Mädchen gehen den PM aus dem Weg, wenn wir sie kommen hören“, sagte er zu dem Korporal. „Ich werde mit Praz sprechen und versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen.“

Brazos lächelte schief.

„Meinetwegen können Sie das Mädchen wegschicken, Sir“, sagte er. „In meinem Fall muß ich den Befehl verweigern. Ich bleibe bei Ihnen, gleichgültig, ob wir den Medizinern begegnen oder nicht.“

Ein Blick in das Gesicht des untersetzten Mannes genügte Redhorse, um zu erkennen, daß Surfak nicht zustimmen war.

„Ich habe nichts mehr zu verlieren“, sagte Diahann. „Ich bleibe bei Ihnen.“

„Vielleicht ist es besser so“, gab sich Redhorse geschlagen.

Im Wald war es still geworden. Die Inkheads hatten offenbar die Verfolgung aufgegeben. Das konnte nur bedeuten, daß sie Solomon gefunden und Setkor überwältigt hatten.

Redhorse verlangsamte das Tempo, um das erschöpfte Mädchen zu schonen.

Er schätzte, daß sie ungefähr die Hälfte des Weges bis zum Meer zurückgelegt hatten, als sie vor sich Lärm hörten.

„Die Inkheads!“ rief Surfak.

„Nein!“ widersprach Redhorse. „Das müssen Naipa Praz und seine Begleiter sein. Die Geräusche kommen nicht aus Richtung des Dorfes.“

Surfak blickte den Leutnant fragend an.

„Noch haben wir Zeit, ihnen aus dem Weg zu gehen“, sagte er.

Einen Augenblick wurde Redhorse in seiner Entschlossenheit schwankend. Es war die Müdigkeit, die ihn fast dazu gebracht hätte, sein Vorhaben nicht durchzuführen. Dann warf er jedoch einen Blick auf Diahann Uggam, und er erkannte, daß die Kolonistin trotz allem bereit war, für die Inkheads einzutreten. Er durfte sich von diesem Mädchen nicht beschämen lassen. Außerdem hatte er als Angehöriger der Solaren Flotte die Pflicht, alles zur Erhaltung der intelligenten Eingeborenen von Celanese zu tun.

„Lassen Sie auf jeden Fall Ihre Waffe im Gürtel!“ sagte der Cheyenne zu Surfak. „Kämpfen hat wenig Sinn. Wenn wir die PM nicht mit Worten überzeugen können, haben wir verloren.“ Sie gingen weiter, und Redhorse hielt genau auf die näherkommenden Stimmen zu. Wenig später tauchten die ersten Männer zwischen den Büschen auf.

„Es sind die Praktizierenden Mediziner“, sagte Diahann. „Der dunkelhaarige Mann mit den breiten Schultern ist Praz. Er geht an der Spitze.“

Naipa Praz war stehengeblieben und hatte seine Waffe gehoben. Hinter ihm versammelten sich die anderen Männer.

Redhorse ging unbeirrt weiter. Erst wenige Meter vor Naipa Praz blieb er stehen. Im Gesicht des PM zeichneten sich Unsicherheit und erhöhte Wachsamkeit ab.

Zu Redhorses Erstaunen wandte sich Praz mit seiner ersten Frage an das Mädchen.

„Wo ist Groove Solomon?“ wollte er wissen.

„Tot“, antwortete Diahann. „Auch Setkor ist nicht mehr am Leben.“

Praz deutete haßerfüllt auf Redhorse und den Korporal.

„Sie?“ fragte er nur.

„Nein“, sagte Diahann. „Die Eingeborenen haben es getan.“

„Hören Sie mir zu, Praz“, mischte sich Redhorse ein. Er sprach mit erhobener Stimme, damit alle PM hören konnten, was er sagte. „Groove Solomon ist nicht mehr am Leben. Die Zeit seiner Herrschaft auf Celanese-Insel ist vorbei. Ich habe bereits über Funk mit dem Kommandanten meines Raumschiffs gesprochen. In kurzer Zeit werden die ersten Raumfahrer auf Celanese-Insel eintreffen, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Alles, was sie jetzt noch gegen die Inkheads oder uns unternehmen, wird als Verbrechen bestraft werden. Wenn Sie jedoch vernünftig sind, werde ich mich für Ihre Männer und Sie einsetzen, damit Sie keine hohe Strafe bekommen.“

Naipa Praz nagte erregt an seiner Unterlippe. Er konnte sich nicht entschließen. Redhorse hörte die PM leise miteinander sprechen. Offenbar diskutierten sie über das Für und Wider von Redhorses Vorschlag. Der Cheyenne nahm an, daß die meisten Männer für eine Kapitulation waren, aber sie würden abwarten, wie Naipa Praz sich entschied.

„Praz“, sagte Redhorse eindringlich. „Sie wären ein Narr, wenn Sie für eine verlorene Sache kämpfen würden. Bevor Sie die Eingeborenen verjagt oder getötet haben, sind die Männer von der CRUSADER hier, um in den Kampf einzugreifen.“

„Er hat recht, Praz“, sagte Diahann. „Geben Sie auf.“

„Wer sagt mir, ob Solomon wirklich tot ist“, sagte Praz. „Der Sender war zwar nur einmal zu hören, aber das besagt gar nichts.“

Redhorse breitete die Arme aus.

„Glauben Sie, daß wir hier wären, wenn der Chefmediziner noch lebte?“

Praz schüttelte den Kopf. Er warf sein Schnellfeuer-
gewehr auf den Boden und wandte sich zu seinen Begleitern um.

„Ihr habt gehört, was der Raumfahrer gesagt hat“, rief er ihnen zu. „Solomon ist erledigt. Ohne ihn ist die Klinik nichts wert. Rascall kann nicht halten, was Solomon aufgebaut hat. Außerdem werden in Kürze Raumfahrer und Untersuchungsbeamte auf Celanese eintreffen. Ich empfehle euch daher, die Waffen niederzulegen.“

Zustimmendes Gemurmel wurde laut. Redhorse gab sich Mühe, seine Erleichterung nicht zu zeigen. Er mußte jetzt auf dem schnellsten Weg zur Space-Jet, um Cudy einen Bericht zu geben und Verstärkung anzufordern.

Er nickte Naipa Praz zu.

„Ich werde Ihre vernünftige Haltung zu gegebener Zeit würdigen“, versprach er dem Celanesen. „Folgen Sie uns jetzt mit Ihren Männern zur Inselkolonie.“

Redhorse, Surfath und Diahann übernahmen die Spitze.

„Das ist also das Ende der Inselkolonie von Celanese“, sagte Diahann traurig.

Redhorse blickte sie an.

„Nicht unbedingt“, versuchte er sie zu trösten. „Man wird eine Untersuchungskommission schicken. Wenn es gelingt, die Eingeborenen, die sowieso zum Aussterben verurteilt sind, davon abzubringen, weiterhin die Inseln zu überfallen, ist es durchaus möglich, daß die Kolonie erhalten bleibt.“

„Ich glaube nicht daran“, sagte Diahann. „Es ist zuviel auf dieser Welt passiert.“

Ermutigende Worte hatten jetzt keinen Sinn. Diahann war verbittert. Redhorse glaubte selbst nicht daran, daß die Kolonie auf Celanese-Insel weiter bestehen würde. Das Kolonialamt auf Terra hatte strenge Grundsätze. Perry Rhodan hatte den zuständigen Beamten immer wieder eingeprägt, daß intelligente Eingeborene in ihrer Entwicklung nicht durch Kolonisten beeinträchtigt werden durften.

Redhorse gab sich einen Ruck.

„Kommen Sie mit mir zur Erde“, sagte er zu Diahann.

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu.

„Ich bleibe auf Celanese“, sagte sie. „Sollte die Kolonie aufgelöst werden, setze ich mich mit

Ihnen in Verbindung.“

„Schade“, sagte der Cheyenne.

Ihre Blicke trafen sich.

„Sie können jederzeit auf Celanese einwandern, wenn die Kolonie bestehen bleibt“, schlug Diahann vor.

„Ja“, sagte er. „Vielleicht...“

11.

Zum erstenmal seit Redhorse an Bord der CRUSADER gekommen war, lächelte Major Cudy ihm zu. Zu Redhorses Erstaunen war dieses Lächeln sogar wohlwollend.

„Sie haben sich bewährt“, sagte der Kommandant. „Ich habe damit gerechnet, daß Sie ein Mann sind, der Entscheidungen treffen und selbständig handeln kann. Deshalb habe ich Sie nach Celanese geschickt.“

Redhorses Augen rundeten sich. Cudy kam auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ich habe Sie nicht immer gut behandelt“, bekannte er. „Das geschah aber nicht aus Bosheit, sondern nur, um Sie zur Selbständigkeit zu erziehen. An Bord der von mir kommandierten Schiffe sind schon viele junge Offiziere gescheitert, aber mindestens ebenso viele haben sich für größere Aufgaben qualifiziert. Ich freue mich, daß Sie zu den Letztgenannten gehören.“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, erwiderte Redhorse verlegen. „Ein paarmal habe ich Sie verwünscht. Entschuldigen Sie.“

Cudy lachte wieder. Sie befanden sich in der Zentrale der CRUSADER, die das Aztran-System verlassen hatte und sich auf dem Rückflug zur Erde befand.

Cudy sagte: „Ich habe Sie zur Beförderung vorgeschlagen und außerdem darum gebeten, daß Sie an Bord eines größeren Schiffes versetzt werden. Allmählich wachsen Sie mir über den Kopf.“

„Danke“, sagte Redhorse verwirrt.

In Gedanken weilte er noch immer im Aztran-System. Dort waren inzwischen zwei Schiffe mit Beamten der Kolonialverwaltung eingetroffen. Eine eingehende Untersuchung sollte darüber entscheiden, ob die Kolonie aufgelöst werden mußte. Alle Praktizierenden Mediziner und Bürgermeister Kral waren verhaftet worden. Für sie war auf Celanese-Insel kein Platz mehr. Lediglich Diahann Uggam hatte die Erlaubnis erhalten, auf Celanese zu bleiben.

Redhorse preßte die Lippen aufeinander, als er an das Mädchen dachte. Der Abschied von ihr war ihm schwergefallen, zumal er überzeugt war, daß er sie nicht wiedersehen würde.

„Wahrscheinlich sind Sie noch immer müde“, drang Cudys Stimme in seine Gedanken.

„Aber nein, Sir“, wehrte der Cheyenne ab. „Ich bin völlig in Ordnung.“

„Trotzdem“, beharrte der Kommandant der CRUSADER. „Gehen Sie in Ihre Kabine und ruhen Sie sich aus. Ihre Freunde Vincent und Eisner sind mir Hilfe genug.“

Redhorse bedankte sich und verließ die Zentrale. Auf dem Gang stieß er mit Brazos Surat zusammen, der verdächtig aus dem Mund roch und ihn mit glänzenden Augen begrüßte.

„Wahrscheinlich werde ich Sergeant“, sagte er zu Redhorse.

„Wunderbar“, sagte Redhorse. „Ich gratuliere.“

Der untersetzte Mann grinste.

„Sie werden bestimmt auch befördert“, vermutete er mit der ihm eigenen Respektlosigkeit.

„Kommen Sie mit in meine Kabine, dort können wir einen Schluck auf unseren gemeinsamen Erfolg trinken.“

Redhorse entschloß sich, alles zu überhören, was Surfats soeben von sich gegeben hatte.

„Das ist nicht üblich“, lehnte er ab.

Surfat packte ihn am Arm. Erst jetzt merkte Redhorse, daß der Korporal sogar leicht schwankte.

„Aus Ihnen wird nie ein guter Sergeant“, sagte Redhorse vorwurfsvoll.
 „Kommen Sie, Sir!“, sagte Surfath mit schwerer Zunge. „Wir beide haben allein gegen dreitausend Praktizierende Mediziner und vierzigtausend blutrünstige Inkheads gekämpft. Wenn wir uns da nicht einen Schluck verdient haben ...?“
 Redhorse seufzte. Offensichtlich blieb ihm keine andere Wahl, als den Korporal zu begleiten, wenn er keinen Skandal heraufbeschwören sollte. Zu seiner Erleichterung erreichten sie Surfaths Kabine, ohne von einem Raumfahrer gesehen zu werden.
 Surfath wühlte umständlich in seinem Schrank und brachte ein paar Tonspulen zum Vorschein. Es stellte sich heraus, daß sie mit Flüssigkeit gefüllt waren.
 Der Korporal zwinkerte Redhorse zu. „Verraten Sie nie mein Versteck“, sagte er.
 „Bestimmt nicht!“ versprach Redhorse.
 Surfath übergab dem Cheyenne eine Tonspule.
 „Worauf trinken wir?“ fragte er mit unsicherer Stimme.
 „Auf das Weiterbestehen der celanesischen Kolonie und auf das schönste Mädchen dieser Galaxis: Diahann Uggam!“ stieß Redhorse hervor und hätte sich im gleichen Augenblick für seine Impulsivität ohrfeigen können.
 Aber Korporal Brazos blieb völlig ernst. Er nahm Haltung an und führte die Tonspule zum Mund.
 „Auf Diahann Uggam“, sagte er. „Sie ist es wert, daß die zwei tapfersten Raumfahrer in einem Umkreis von vierzig Millionen Lichtjahren auf sie trinken.“

FÜNF JAHRE SPÄTER

Zoquer, der Stammhüter der Inkheads, gab seinen beiden Begleitern einen Wink. Sie kauerten sich zwischen den Büschen nieder und hielten ihre Schleudern bereit. Es war so still, daß Zoquer das leise Knacken hören konnte, das die Hörner des Bellocks verursachten, wenn er mit seinen Zangen einen dünnen Ast durchschneidet.
 Zoquer und die beiden anderen Jäger warteten geduldig. Sie hatten den Bellock vier Tage aus großer Entfernung beobachtet und wußten, daß er hier vorbeikommen würde.
 Das Fleisch würde genügen, um den noch zweihundert Mitglieder zählenden Stamm zwei Tage zu ernähren.
 Eine Weile blieb es still, und Zoquer befürchtete schon, der Bellock hätte sie entdeckt und wäre geflohen.
 Doch dann tauchte das Tier zwischen den Büschen auf.
 Zoquer nickte seinen Begleitern zu.
 Die Steine flogen aus den Schleudern heraus. Einer verfehlte den Bellock, die beiden anderen trafen ihn am Kopf.
 Zoquer stieß einen heiseren Triumphschrei aus und sprang aus dem Versteck.
 Die beiden anderen Inkheads folgten. Zoquer hielt seinen Knüppel bereit, um das Tier endgültig zu töten. Zur Überraschung des Stammhüters besaß der Bellock noch genügend Kraft, um sich davonzuschleppen.
 Die drei Inkheads umstanden enttäuscht den Platz, wo der Bellock zusammengebrochen war.
 Die Spuren des Tieres führten in den Wald. Zoquer war sicher, daß es nur langsam vorankam.
 „Wir folgen!“ entschied Zoquer.
 Er war kein Freund vieler Worte.
 Fast drei Stunden rannten sie durch den Wald. Als sie so erschöpft waren, daß sie die Verfolgung fast aufgeben mußten, erreichten sie eine Senke. Sie sahen gerade noch, wie der Bellock in einer Erdhöhle verschwand.
 Wenig später standen sie vor dem Höhleneingang und starrten hinein. Zoquers Begleiter blickten ihren Stammhüter erwartungsvoll an. Er umklammerte seinen Knüppel fester und

schlug sich mit der freien Hand gegen die Brust.

„Mich Zoquer!“ grollte er. „Mich töten Bellock!“

Seine beiden Begleiter knurrten beifällig.

Zoquer kroch in die Höhle. Als er auf den Bellock stieß, war das Tier schon tot. Der Stammhüter atmete erleichtert auf. In die Enge getrieben, konnte der Bellock gefährlich werden.

Zoquer richtete sich auf. Erst jetzt sah er, daß die Erdhöhle mit seltsamen Gegenständen gefüllt war, wie er sie nur bei den Inselbewohnern und bei dem legendären Gott gesehen hatte. Zoquer blieb lange stehen und dachte nach.

Dies mußte Velarcs Behausung sein. Der Stammhüter erschauerte, aber er floh nicht.

Behutsam betastete er die fremdartigen Anlagen. Vielleicht konnte er sie bei den Inselbewohnern gegen wertvolle Dinge eintauschen. Seit Zoquer Häuptling war, lebten die Inkheads und die Inselbewohner in Frieden.

Zoquer packte den Bellock und warf ihn über die Schultern.

Vorläufig würde er dem Stamm nichts von seiner Entdeckung berichten. Er wollte sie mit den wertvollen Gegenständen, die er von den Inselbewohnern eintauschen würde, überraschen.

Zoquer trat ins Freie und nahm die Beifallskundgebungen seiner Begleiter gelassen entgegen.

Zoquer war stolz darauf, ein guter Stammhüter zu sein. Verstohlen strich er über die Köpfe an seinem Gürtel. Im Gegensatz zu den meisten Inkheads trug Zoquer drei Köpfe.

Der dritte Kopf war ungewöhnlich groß und stammte von einem Inselbewohner.

Er hatte Zoquer bisher nur Glück gebracht.

ENDE

Als PERRY-RHODAN-TASCHENBUCH Nr. 61 erscheint

Der Planetenkönig

von KURT MAHR

„Stocke Derringer nahm Maß. Sein Blick fiel auf den ledernen Latz, auf dem das silberne ,ola'-Symbol prangte. Das ,ola' wurde größer, schwoll an, bis es das ganze Sichtfeld zu erfüllen schien.

Da drückte Stocke ab.

Im gleichen Augenblick riß er instinktiv den Arm mit der Lanze in die Höhe. Ein Schrei gellte auf. Etwas sauste mit häßlichem Schwirren dicht an seinem Gesicht vorbei. Er hörte einen dumpfen Aufprall — dann zog er an den Zügeln seines Tieres, brachte es zum Stehen und wendete es.

Der Ritter von Pal-Pali lag regungslos auf dem Boden. Sein Reittier hielt den Kopf gesenkt, als schämte es sich über die Niederlage seines Herrn.“

Stocke Derringer, Geheimagent des Solaren Imperiums wird zum Paladin des Planetenkönigs. Sein Einsatz im großen Turnier soll das Schicksal einer fremden Welt entscheiden.